

#239 März 2016

HEMPELS

Das Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

BESSERE
ZEITEN

Mieses Geschäft: Sex im Erotikportal

Viele weitere Texte in dieser von
Studierenden gemachten Ausgabe

5 Seiten extra:
Unsere 20-Jahr-Feier

1,80 EUR
davon 0,90 EUR für
die Verkäufer/innen

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zu besonderen Anlässen gibt es – manchmal – auch Geschenke. **Diesen Monat beschenken wir Sie** mit einer ungewöhnlichen Ausgabe und mehr Seiten als sonst. Wir haben zusätzlichen Platz geschaffen für viele interessante Geschichten und Fotos. **Geschrieben** wurden sie **von einer Gruppe Studierender der Kieler Christian-Albrechts-Universität** (CAU). Ein Semester lang hat die junge Redaktionsgruppe (Foto) unter Anleitung unseres Redaktionsleiters Peter Brandhorst an den Themen gearbeitet – ein landesweit einmaliges Projekt, das jetzt bereits zum vierten Mal stattfindet.



Und wir beschenken Sie diesen Monat noch aus einem zweiten Grund mit Extra-Seiten: **Im Februar haben wir unseren 20. Geburtstag gefeiert** mit vielen Gästen. Berichte und viele Fotos dazu ab Seite 31.

Ihre HEMPELS-Redaktion

Gewinnspiel



Sofarätzel

Auf welcher Seite dieser HEMPELS-Ausgabe versteckt sich das kleine Sofa? Wenn Sie die Lösung wissen, dann schicken Sie die Seitenzahl an: raetsel@hempels-sh.de oder: HEMPELS, Schaßstraße 4, 24103 Kiel. Einsendeschluss ist der 31. 3. 2016. Der Rechtsweg ist wie immer ausgeschlossen.

Gewinne



3 x je ein Buch
der Ullstein Verlagsgruppe

Im Februar war das kleine Sofa auf Seite 23 versteckt. Die Gewinner werden im April-Heft veröffentlicht.

Im Januar haben gewonnen:
Hans-Dieter Bämpfer (Kronshagen), Tamara Braack (Flensburg) und Malte Rausch (Kiel) je ein Buch der Ullstein-Verlagsgruppe.

Allen Gewinnern herzlichen Glückwunsch!

Impressum

Herausgeber des Straßenmagazins

HEMPELS e. V., Schaßstraße 4, 24103 Kiel
Tel.: (04 31) 67 44 94; Fax: 6 61 31 16

Redaktion

Peter Brandhorst (Vi.S.d.P.)
redaktion@hempels-sh.de

Online-Redaktion

Hilke Ohrt

Fotoredaktion

Heidi Krautwald

Mitarbeit

Michaela Drenovakovic, Ulrike Fetkötter,
Britta Voß, Oliver Zemke

Layout

Nadine Grünewald

Basislayout

forst für Gestaltung, Melanie Homann

Anzeigen

Harald Ohrt

anzeigen@hempels-sh.de

HEMPELS in Flensburg

Johanniskirchhof 19, Tel.: (04 61) 4 80 83 25

E-mail: flensburg@hempels-sh.de

HEMPELS in Husum

E-Mail: nordfriesland@hempels-sh.de

HEMPELS in Lübeck

Triftstraße 139-143, Tel.: (04 51) 4002-198

E-Mail: luebeck@hempels-sh.de

HEMPELS im Internet

www.hempels-sh.de

Geschäftsführer

Reinhard Böttner
verwaltung@hempels-sh.de

Vereinsvorstand

Jo Tein (1. Vors.), Catharina Paulsen,
Lutz Regenber
vorstand@hempels-sh.de

Fundraising

Harald Ohrt

harald.ohrt@hempels-sh.de

Sozialdienst

Arne Kienbaum, Catharina Paulsen
arne.kienbaum@hempels-sh.de
paulsen@hempels-sh.de

HEMPELS-Café

Schaßstraße 4, Kiel, Tel.: (04 31) 6 61 41 76

HEMPELS Gaarden

Kaiserstraße 57, Kiel, Tel.: (04 31) 53 03 21 72

Druck

PerCom Vertriebsgesellschaft
Am Busbahnhof 1, 24784 Westerrönfeld

Geschäftskonto HEMPELS

IBAN: DE22 5206 0410 0006 4242 10

BIC: GENODEF1EK1

Spendenkonto HEMPELS

IBAN: DE13 5206 0410 0206 4242 10

BIC: GENODEF1EK1

Als gemeinnützig anerkannt: Finanzamt Kiel
Nord unter der Nr. GL 4474



HEMPELS Straßenmagazin ist Mitglied
im Internationalen Netzwerk der Straßen-
zeitungen sowie im forum sozial e.V.

HEMPELS wurde 2015 ausgezeichnet mit dem Sonderpreis „Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis für Gefangene“ für die Arbeit der Schreibwerkstatt in der JVA Lübeck

4 **TIERISCH GEIL**



Bei einem Erotikportal gibt sich der Student Finn als Frau aus und antwortet auf sexuelle Fantasien von Männern

6 **BETTBEKANNTSCHAFTEN**

Warum junge Leute auf der Suche nach schnellem Sex immer häufiger Dating-Apps nutzen

10 **WEDER MANN NOCH FRAU**

Intersexuelle haben bis heute mit Diskriminierungen zu kämpfen

12 **HELFFEN AUF HOHER SEE**



Eine Gruppe junger Menschen will mit einem Schiff Flüchtlinge im Mittelmeer retten

15 **HAARSCHNITT MIT HERZ**

Wie die Haare der Autorin einer krebskranken Frau neue Kraft schenken

16 **UNSERE GROSSELTERN, DIE FLÜCHTLINGE VON DAMALS**

Zwei Geschichten über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

20 **KÜHE, DIE NOCH NAMEN HABEN**



Bio liegt im Trend, wie zuverlässig sind die Siegel? Zu Besuch auf einem Bio-Hof

24 **ES ZÄHLEN DIE, DIE MITMACHEN**

Fundraiser werben für wohltätige Organisationen

26 **ALLES AUF ANFANG**

Drei Studierende über die Wahl ihres Studienorts

29 **ERDBEERSCHNECKEN**

Wie die Autorin ihre Angst vor an Schizophrenie erkrankten Menschen verlor

30 **DEN ALLTAG MEISTERN HELFFEN**

Warum HEMPELS mit einer eigenen Stiftung Wohnraum schaffen will

31 **HEMPELS FEIERT 20-JÄHRIGES JUBILÄUM**

5 Seiten extra mit vielen Fotos

35 **LESERBRIEFE**

Tierisch geil

Der Student Finn hat einen ungewöhnlichen Nebenjob. Bei einem Erotikportal gibt er sich als Frau aus und antwortet auf sexuelle Fantasien von Männern

> Irgendwo in Kiel, mit einem Rauschen öffnet sich die Tür des Linienbusses. Finn steigt aus, geht ein paar Meter und betritt dann ein unscheinbares Gebäude, in dem sich neben den üblichen Pizzalieferdiensten und Handyläden auch sein Arbeitsplatz befindet. Wie viele andere Studierende ist der junge Mann, der seinen richtigen Vornamen nicht in der Zeitung lesen möchte, auf einen Nebenjob angewiesen. In seinem Fall allerdings ein absolut ungewöhnlicher Job.

Finn betritt den Raum, in dem wie in einem Internetcafé zahlreiche Schreibtische mit Computern darauf eng aneinandergereiht sind. Die meisten der Mitarbeiter ignorieren ihn, als er hereinkommt, man kennt sich kaum. Nur wenige begrüßen ihn flüchtig, richten ihren Blick dann aber schnell wieder auf die Bildschirme. Er sucht sich einen noch leeren Platz, streift seine Jacke über die Stuhllehne, setzt sich und meldet sich im System der Firma an.

Ab diesem Moment ist Finn nicht mehr Finn. Ab jetzt heißt er Anita oder Paula, Jaqueline oder beispielsweise Rosi. Denn Finn arbeitet in einer Agentur, die im Internet ein Erotikportal mit gefälschten Frauen-Profilen betreibt. Durch Anzeigen im Fernsehen oder auf anderen Internetseiten werden Männer angelockt, die sich auf diesem Weg einen Austausch mit Frauen über ihre sexuellen Fantasien erhoffen.

Für jede Textnachricht, die bei dem Portal eingeht, kassiert die Firma bis zu vier Euro. Je häufiger Finn und seine Kollegen in ihren Rollen als Anita, Paula oder Rosi den Absender zu weiteren Nachrichten bewegen, umso größer der Verdienst der Agentur.

Jeder der männlichen Mitarbeiter übernimmt mehrere Identitäten und muss sich die frei erfundenen Eigenschaften und Vorlieben der Frauen merken, in deren vermeintlichem Namen er antwortet. „Ich betrachte das wie ein Schauspiel“, sagt Finn, er müsse sich auf eine Rolle einstellen und kreativ sein. „Aber stimmt schon – man darf nicht so genau darüber nachdenken.“

Kaum einem der auf diesem Weg Kontakt suchenden, sexuell angespitzten Männer ist anscheinend klar, dass ihnen keine Frau aus dem wahren Leben antwortet, sondern in einem Großraumbüro sitzende Männer. Denn kaum einer wird wohl das Kleingedruckte durchgelesen haben, mit dem sich das Portal vorher rechtlich gegenüber seinen Kunden absichert. Dort wird dem Endnutzer mitgeteilt, dass keine realen Treffen möglich seien und unechte Profile nicht besonders gekennzeichnet werden.

Wenn Finn sich auf dem Computer angemeldet hat, gibt er sich ab dann als Anita oder Paula, als Jaqueline oder Rosi aus

Sogar Fotos zu jeder der vermeintlich einsamen Frauen gibt es zu bestaunen. Zu sehen sind Frauen jeden Alters, nicht selten nur leicht bekleidet. Finn erklärt, dass diese Fotos zum Teil von anderen Agenturen gekauft werden, ein Großteil aber vermutlich von Facebook stamme. Aufnahmen also von realen Menschen, die gar nicht wissen, dass ihre Bilder in diesem Zusammenhang verwendet werden. Das seien dann meistens Fotos aus den USA oder dem südamerikanischen Raum.

Auf den Job aufmerksam geworden war Finn durch eine Anzeige im Internet. Wie alle der rund 40 Mitarbeiter hat auch er an seinem ersten Arbeitstag vor circa einem halben Jahr eine kurze Einführung bekommen. Dabei wurde ihm gesagt, wie er sich zu verhalten habe und wie weit er den Forderungen der Nutzer nachgehen dürfe: Keine Kontaktaufnahme au-



Foto: Ruth Rudolph/pixelio

ßerhalb des Chats und niemals die jeweilige Rolle verlassen, ansonsten sei so ziemlich alles erlaubt. Auch eine Verschwiegenheitserklärung hat er unterzeichnen müssen.

„Daran sieht man, wie heikel das Geschäftsmodell ist“, sagt Finn. Rechtlich bewege sich die Firma wohl zumindest in einer Grauzone. Die Agentur habe schon ein paar Mal Namen und Standort gewechselt. Aber das Risiko scheine sich zu lohnen. „Sex sells, Sex verkauft sich – das gilt natürlich auch im Internet“, so Finn, „ich würde mich nicht wundern, wenn es eine Agentur wie diese in vielen Städten gibt. Es steckt also ein enormer Markt dahinter.“

Bezahlt wird Finn nach Leistung. Je mehr Nachrichten er den Nutzern abringen kann, umso besser. Kreativität werde dabei belohnt, meint er. „Hängt man sich richtig rein, verdient man schon ordentlich. Da kann keiner meiner bisherigen Nebenjobs mithalten, und ich hab schon körperlich viel anstrengendere Dinge gemacht. Warenverräumung und so. Da ist es eigentlich entspannter, am Computer zu sitzen und ein bisschen zu schreiben.“

Dass bei diesem Job am Computer seine emotionale Belastbarkeit in besonderem Maß gefragt ist, ist Finn bewusst. Wer

ihn in seiner Rolle als Frau anschreibt, tut das nicht nur in vermeintlicher Suche nach Gesellschaft. Im Chat muss Finn seinem Gegenüber fast jeden Wunsch erfüllen. „Es ist noch harmlos, wenn ich ihm einfach nur erzähle, wie geil er doch sei und was ich alles mit ihm anstellen würde“, meint er.

Manchmal fühlt Finn sich sehr unwohl bei seinem Job. „Themen wie Fäkal-Fetisch gehen mir zu weit. Da versuche ich dann abzublocken und das Thema zu wechseln“, erzählt er. Den Ekel kann man ihm dabei vom Gesicht ablesen. Manche andere Mitarbeiter würden darauf trotzdem eingehen, um noch mehr zu verdienen. „Ich bin mir nicht sicher, ob alle mit der Arbeit klarkommen. Aber viele sind schon älter, waren vielleicht lange arbeitslos und haben nichts anderes gefunden.“ Dann fügt er hinzu, es sei „natürlich ein mieses System, Menschen zu belügen. Das beschäftigt mich auch sehr.“ Lange will er den Job deshalb nicht mehr machen; bislang weiß er noch keine Alternative, um sein Leben über eine andere Arbeit finanzieren zu können.

Die Frage, ob sich sein eigenes Sexuelleben durch den Job verändert habe, verneint Finn ohne zu zögern. Er ist überzeugt, die Chats von seiner Sexualität gut trennen zu können. Für ihn habe seine Arbeit nichts sexuell Aufgeladenes. „Vielleicht weil ich zu sehr damit beschäftigt bin, mich in das andere Geschlecht hineinzudenken, oder weil die Szenarien so weit von der Realität entfernt sind“, so Finn. Er sieht oft auch das Komische darin, dass die Männer denken, ihre Chatpartnerinnen würden ihnen einfach so jeden Wunsch erfüllen wollen.

Nach sechs Stunden schaltet Finn den Computer wieder aus, nimmt seine Jacke und verlässt den Raum. Wieder ignorieren ihn die meisten anderen Kollegen. Dann macht er sich auf den Weg zum Bus, denn gleich hat er an der Uni noch eine Vorlesung. Die Zeit zwischen Agentur und Campus nutzt er, um gedanklich wieder in der Realität anzukommen.

Text: Mats Groth



Mats Groth
studiert Philosophie und Musikwissenschaft. Der 22-Jährige hat noch kein konkretes Berufsziel.



Foto: Jörg Brinckheger/pixelio



Bettbekanntschaften

Immer häufiger nutzen junge
Leute Dating-Apps auf der
Suche nach schnellem Sex

> Jana schaut schmunzelnd auf ihr Handy, dann streckt sie es uns zur Begrüßung entgegen. „Das ist mein neuestes Match, Marco, 25, sieht doch ganz nett aus.“ Auf ihrem Smartphone erkennen wir das Profilbild eines jungen Mannes, ansonsten verstehen wir zunächst wenig.

Sich mit einer anderen Person matchen? Wir gucken die die in Kiel lebende 22-Jährige fragend an. „Hat sich so als Begrifflichkeit etabliert“, erklärt sie uns dann, „wenn ich über die Kennenlern-App auf meinem Handy eine mich interessierende Person entdeckt habe, matche ich sie, ich schreibe sie an. Man könnte auch sagen, dass ich dann etwas zu mir Passendes gefunden zu haben glaube.“

Apps und Matches, hübsche Profilbilder und passende Partner: Schien die Suche nach einem potentiellen Partner früher vor allem etwas für die Generation Vierzig plus zu sein, nutzen neuerdings haufenweise auch junge Leute ab 18 das Angebot sogenannter Dating-Apps. Die bekanntesten sind wohl Tinder oder das von Jana benutzte Lovoo, welche seit 2011 stetig an Popularität gewinnen. Neu ist auch, dass solche mobilen Dating-Apps vor allem bei der Suche nach dem schnell-

len sexuellen Abenteuer statt einer langfristigen Beziehung benutzt werden.

Wie das funktioniert, erklärt uns Jana, die ihren richtigen Vornamen nicht in der Zeitung lesen möchte. Neben einigen Fotos posten Nutzer in ihren Profilen ein paar persönliche Informationen. Nach vertiefenden Angaben beispielsweise zu bevorzugten Charaktereigenschaften sucht man bei den neuen Apps – anders als bei althergebrachten Partnerschaftsbörsen – allerdings vergeblich. Wer sich von den wenigen verfügbaren Informationen und vor allem wohl von den Fotos trotzdem angesprochen fühlt, matcht diese Person und kann mit ihr geschriebene Chatnachrichten austauschen. „Oft bleibt es beim Smalltalk und man sackt vielleicht eine Menge Komplimente ein“, sagt Jana. Immer wieder wird aber auch mehr daraus.

Ihr Handy blinkt jetzt, ein Zeichen, dass sich ihr neuestes Match anscheinend auch für mehr interessiert als nur für das Profilfoto. Jana legt das Gerät trotzdem zur Seite, denn wir wollen zunächst wissen, wann sie selbst das erste Mal mit einem einfachen Klick mit einer ihr bis dahin fremden Person in

Haben Sie Interesse an einem **WARTEZIMMER-ABO?**

Sie bieten damit Ihren Patienten und Mandanten eine zusätzliche informative und unterhaltsame Lektüre und zeigen gleichzeitig soziales Engagement.

Mit unserem Exklusiv-Abo für Anwälte sowie Ärzte, Zahnärzte und andere Praxen bekommen Sie monatlich die aktuelle Ausgabe frei Haus geliefert. Ein ganzes Jahr für 21,60 Euro (Copypreis Straßenverkauf: 1,80 Euro/Ausgabe). Auch beim Abo kommt die Hälfte des Erlöses natürlich unseren Verkäufer/innen zugute.

HEMPELS-Abo

Ja, ich möchte HEMPELS unterstützen und abonniere das Magazin für zwölf Monate zum Preis von 21,60 Euro. Will ich das Abo nicht verlängern, kündige ich mit einer Frist von zwei Monaten zum Ablauf der Mindestlaufzeit. Anderenfalls verlängert sich das Abo automatisch und ist mit einer Frist von vier Wochen zum Monatsende jederzeit kündbar. Die Zahlung erfolgt nach Erhalt der Rechnung.

Datum, Unterschrift

Unsere Daten

Praxis, Kanzlei

Ansprechpartner/in

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Bitte senden an:

HEMPELS Straßenmagazin
Schaßstraße 4, 24103 Kiel

Fax: (04 31) 6 61 31 16

E- Mail: abo@hempels-sh.de

Oder einfach anrufen:

(04 31) 67 44 94

HEMPELS

Das Straßenmagazin für Schleswig-Holstein

Verbindung getreten ist. Vor etwa einem halben Jahr sei das gewesen, nachdem ihr Freund ganz plötzlich Schluss gemacht habe mit der Beziehung.

Ist dieser Weg der Partnersuche nicht etwas unpersönlich? „Ja, ein wenig ist er das“, antwortet Jana, „aber auf andere Weise lernt man nicht so schnell Männer kennen, mit denen

Wenn der Sex gut war, gab es noch ein paar weitere Treffen. Längerfristige Kontakte haben sich für Jana nicht ergeben

man auf einen gemeinsamen Nenner kommt.“ Ihr gehe es um den schnellen Sex, in der Regel werde rasch klar, ob der Partner das gleiche suche.

Sobald jemand aber etwas ernstere wolle, werde es schwerer. „Wenn man schreibt, dass man nicht gleich ins Bett möchte sondern vorher wenigstens noch ins Kino, wird manchmal gar nicht mehr geantwortet. So hat man aber ein gutes Ausschlussverfahren.“ Langfristige Kontakte habe sie über ihre App bis jetzt eher wenige gehabt. Wenn der Sex gut war, habe es noch weitere Treffen gegeben. Ihre längste Affäre dauerte zwei Monate, mehr wurde nie daraus.

Das Ziel vieler Nutzer von Lovoo oder Tinder ist nicht mehr die Suche nach dem perfekten Partner und der großen Liebe. Viele junge Erwachsene sind noch nicht fest gebunden und suchen nach unkomplizierten Kontakten und Spaß. „Ich genieße im Moment einfach die Aufmerksamkeit“, sagt Jana. Das sei gut für ihr Selbstbewusstsein, nachdem ihr Freund mit der Beziehung Schluss gemacht hat.

Noch einen weiteren Grund erzählt sie, um schnell über die Handy-App nach Flirts zu fahnden. Ihr Freundeskreis bestehe hauptsächlich aus Frauen. Und die Berufsausbildung lasse nur wenig Zeit, um auf anderen Wegen Bekanntschaften zu schließen. Auf einmal fängt sie an zu lachen und berichtet, dass ein junger Mann ihr auch schon einmal mitten im Chat ein Penisbild geschickt habe: „Getroffen habe ich mich dann trotzdem mit ihm, aber da lief nichts weil rauskam, dass er eine Freundin hatte und nur was Zusätzliches suchte. Das war mir dann doch etwas zu krass.“

Sie klingt dabei so, als würde sie uns erzählen, was sie an diesem Tag zum Mittag gegessen hat. Wir sind jetzt richtig gespannt und erfahren, dass sie sich aus fast 500 Typen, die sich für sie bisher interessiert haben, im Laufe der Monate neun ausgesucht hat, mit denen es dann auch ein persönli-

ches Treffen gab. Mit fünf davon habe sie Sex gehabt, doch der sei mit gänzlich fremden Personen nicht immer zu ihrer Zufriedenheit verlaufen. Nur mit zwei Männern habe sie sich deshalb noch weitere Male getroffen.

Und, wollen wir nun wissen, keine wirklich unangenehmen Erfahrungen bisher gemacht? „Mein schlimmstes Erlebnis war, dass der Sex einfach schlecht war und es überhaupt nicht passte“, antwortet Jana. Sie sei schnell gegangen. Anschließend sei sie noch ein paar Mal angeschrieben worden und habe dem Partner erst klarmachen müssen, „dass daraus wirklich nichts mehr wird.“

Bei ein paar Dates habe die Chemie aber auch sofort gestimmt. Mit einer Bekanntschaft lief erst beim zweiten Treffen etwas im Bett, sagt Jana. Das sei übrigens ihre Wunschvorstellung, passiere jedoch eher selten. Obwohl man sich vorher oft stundenlang etwas zu schreiben wusste, fehlten dann bei der persönlichen Begegnung die gemeinsamen Gesprächsthemen.

Das nachzuvollziehen fällt uns nicht schwer. Aber ist es nicht auch unangenehm, erst miteinander Sex zu haben und danach das Gefühl, am liebsten direkt wieder abhauen zu wollen? Jetzt wird Jana doch ein bisschen rot. Einmal habe sie schnell weg gewollt und vorgegeben, ein Haustier zu besitzen, das unbedingt sofort gefüttert werden müsse. „Meistens war es aber ganz locker. Wenn ich gehen wollte, habe ich es einfach gemacht und die Typen haben auch nicht erwartet, dass ich ewig bleibe.“

Janas Handy gibt abermals Geräusche von sich, dieses Mal wird es nicht zur Seite geschoben. Es ist ihre neueste Bekanntschaft, mit der sie es langsamer angehen lassen will und mit der vielleicht etwas Ernstes entstehen könnte. Ihn hat sie übrigens nicht über die Dating-App kennengelernt, sondern ganz altmodisch, bei einem Ausflug nach Hamburg.

Text: Matthis Hupertz, Jil Sahn



Matthis Hupertz
studiert Anglistik und Skandinavistik.
Den 23-Jährigen zieht es in die Medienarbeit.



Jil Sahn
studiert Deutsch und Kunstgeschichte.
Die 22-Jährige will in das Verlagswesen.



Weder Mann noch Frau

Intersexuelle haben bis heute mit Diskriminierungen zu kämpfen – betroffen ist auch Lucie Veith (Foto)

> „Kein Mensch ist gleich“, sagt Lucie Veith mit einer angenehm weiblichen Stimme. Doch der Klang der Stimme trügt – Lucie Veith ist keine Frau. Sie ist auch kein Mann, Lucie Veith wurde 1956 mit einem XY-Chromosomensatz geboren und einem äußeren weiblichen Genital. Veith ist intersexuell. Sie gehört somit zu der Gruppe von Menschen, die mit Merkmalen von zwei Geschlechtern leben und sich nicht eindeutig dem männlichen oder dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen. Als Bundesvorsitzende/r des Vereins für Intersexualität kämpft sie dafür, dass Betroffene wie sie sichtbar werden dürfen und unversehrt in den Genuss von Grund- und Menschenrechten kommen, wie sie sagt.

Als Veith in den sechziger und siebziger Jahren aufwuchs, war Intersexualität noch kein öffentliches Thema. Dabei handelte es sich schon damals um nichts Neues, bereits in der griechischen Mythologie tauchte die Gestalt des Hermaphroditen auf, eines Zwitter. Wissenschaftlich geprägt wurde der Begriff Intersexualität schließlich 1931 von dem Genetiker Richard Goldschmidt.

Doch erst in der heutigen Zeit beginnt die Gesellschaft langsam, sich mit der Bedeutung des Themas zu befassen. „Das Problem ist nicht die Zweigeschlechtlichkeit an sich“, sagt uns die bei Wilhelmshaven lebende Lucie Veith am Skype-Telefon, „das Hauptproblem ist das oft immer noch fehlende

Bewusstsein für die besondere Situation von uns intersexuellen Menschen.“

Als kleines Mädchen weiß Lucie Veith nichts von ihrer Zweigeschlechtlichkeit. Als in der Pubertät bei ihr die Periode ausbleibt, wird ihr nach Untersuchungen mitgeteilt, sie könne keine Kinder bekommen. „Man druckste herum“, beschreibt sie diesen Moment in einem früheren taz-Interview, „ich war ein wenig traurig, aber es hat mich nicht umgehauen.“

Schätzungen gehen mal von 80.000, mal von 120.000 intersexuellen Menschen in Deutschland aus

23 ist sie, als sie bei einer weiteren Untersuchung erfährt, dass sie xy-chromosomal ist. Sie hat Hoden im Körper. Da ihr Körper das Testosteron anders als üblich verarbeitete, hatte sie sich weiblich entwickelt. Veith wurden die innen liegenden Hoden entfernt, was nicht nur die Produktion der Sexualhormone beeinflusst, sondern auch die Bildung von anderen wichtigen Stoffen, die dem gesamten Organismus dienen.

Bis heute gibt es keine gesicherten Zahlen, wie viele intersexuelle Menschen in Deutschland leben. Schätzungen gehen mal von 80.000, mal von 120.000 Menschen aus, die weder eindeutig männlich noch weiblich sind. Eltern solcher Kinder stehen oft unter großem Druck. Lange war es alltägliche Praxis, dass betroffene Kinder und Jugendliche im Genitalbereich operiert wurden, um Geschlecht und Namen festlegen zu können.

Auch heute werden solche operativen Eingriffe noch wahrgenommen, obwohl in Deutschland nach einer Neuregelung des Personenstandsgesetzes bereits seit 2009 auf Verlangen auf einen Eintrag des Geschlechts in der Geburtsurkunde verzichtet werden kann. Häufig geschehen solche Eingriffe auch deshalb weiterhin, weil Eltern sowohl für sich Diskriminierung fürchten und ihr Kind ohne eindeutig männlich oder weibliches Geschlecht sonst ausgegrenzt werden könnte.

Mit dem Verein Intersexuelle Menschen setzt sich Lucie Veith für das grundsätzliche Recht auf Selbstbestimmung ein. Mit Operationen werde immer ein Risiko eingegangen und würden die Rechte eines Kindes verletzt. Sie verursachten körperliche und psychische Probleme, nur damit das Stereotyp von Mann und Frau bestehen bleibe. Man solle sich jedoch frei entscheiden können und nicht nach der Geburt ohne wirklichen medizinischen Grund normiert werden.

Betroffene Eltern, sagt Veith, glaubten oft mit ihrer Situation alleine zu sein, was zu einem Kreislauf aus Scham und Stigmatisierungen führe, aus dem man später nur noch schwer ausbrechen könne. „Die Angst vor Diskriminierung ist größer als das Wohl des Kindes“, erklärt sie uns. Verunsicherten Eltern werde sogar geraten, mit niemanden darüber zu sprechen, um sich nicht ins soziale Aus zu katapultieren und um

mögliche Komplikationen im Leben des Kindes zu vermeiden. Häufig wird Intersexualität – das biologische, körperliche Geschlecht – mit Transsexualität verwechselt. Trans-Menschen haben einen von der geschlechtlichen Identität abweichenden Körper. Transsexuelle Menschen müssen meist kämpfen für ihre Operationen, intersexuelle Menschen werden oft im Kindesalter ohne ihren Willen normiert und wollen sich frei dafür entscheiden können.

Lucie Veith erfuhr erst im Alter von 40 Jahren, dass sie mit ihrer Diagnose nicht allein ist. „Als ich meinen ersten Internetanschluss bekam, habe ich sofort den Begriff ‚Testikuläre Feminisierung‘ in die Suchmaschine getippt“, erzählt sie uns. „So hieß meine Diagnose. Und dann floppte da auf einmal eine Seite zu den XY-Frauen auf. Da habe ich erst erkannt, dass ich gar kein Einzelschicksal bin, sondern dass es viele andere Menschen wie mich gibt.“

Für Lucie Veith war das der Beginn ihres Kampfes für die Rechte Intersexueller. In der Folge findet sie die Unterstützung, die sie vorher nicht bekam. Den Kern des Problems sieht sie heute so: „Viele Menschen leben ein Leben, das nicht ihres ist. Sie haben Angst, aus dem System zu fallen.“ Zu groß sei die Angst vor Ablehnung. Dass solche Ängste eigentlich unbegründet sind, weiß sie, die offen mit ihrer Intersexualität umgeht, längst aus eigener Erfahrung. Manchmal, sagt Veith, würden andere Menschen ihr gegenüber auch mit Verwundung reagieren, nicht jedoch mit Ablehnung.

Für die Zukunft wünscht sie sich eine stärkere Aufklärung zum Thema. „Mein Leben wird es nicht mehr ändern, dafür aber das Leben anderer“, sagt Veith. Dann wiederholt sie, was sich wie ein Leitfaden durch unser ganzes Gespräch gezogen hat, dass jedes Kind seine körperliche Unversehrtheit behalten und die Gesellschaft Respekt haben solle vor Körper und Potenzialen. Schließlich dürfe es nicht darum gehen, dass irgendwem ein Kind gefällt, sondern dass das Kind selbst glücklich wird. Jeder Mensch müsse seine eigene Identität finden können, „denn im Endeffekt ist kein Mensch gleich“.

Weitere Infos zum Thema Intersexualität auch unter: www.im-ev.de und www.intersexuelle-menschen.net

Text: Luca Deeken, Christina Durst



Luca Deeken
ist 22, studiert Deutsch und Anglistik und hat noch kein konkretes Berufsziel.



Christina Durst
studiert Deutsch und Europäische Ethnologie. Die 23-Jährige ist beruflich noch nicht festgelegt.



Sie sind das Kernteam von *JugendRettet* (v. li.): Sahra, Pauline, Jakob, Alex, Matthias, Lena, Sonja.

Helpen auf hoher See

Eine Gruppe junger Menschen will mit eigenem Schiff Flüchtlinge im Mittelmeer retten

> Sie sind noch jung und haben doch schon ein klares und großes Ziel – sie wollen im Mittelmeer in privater Initiative das Leben von Flüchtlingen retten. Eine mit Hauptsitz in Berlin ansässige Gruppe um die 23-jährige Lena Waldhoff und den 19-jährigen Jakob Schoen hat vergangenes Jahr die Organisation *JugendRettet* gegründet. Gemeinsam mit weiteren Mitstreitern auch aus Schleswig-Holstein konnte inzwischen ein hochseetüchtiges Schiff erworben werden, das demnächst zu regelmäßigen Einsätzen auslaufen wird.

Die aktuelle Flüchtlingssituation in Deutschland hat in letzter Zeit die Hilfe vieler Menschen mobilisiert. Nicht nur Amnesty International, UNICEF und andere große Hilfsorganisationen riefen Projekte ins Leben, es entstanden auch Aktionen und Projekte durch Privatinitiative. Das jüngste Beispiel dafür ist die Organisation *JugendRettet*. Sie will neben der praktischen Hilfe auch ein Netzwerk aufbauen,

mit dem sich junge Erwachsene über die Verantwortung Europas bei der Seenotrettung geflüchteter Menschen austauschen können. Politik soll so bewegt werden, Verantwortung zu übernehmen.

Anlass für die Gründung der Organisation waren die sich häufenden Meldungen über ertrinkende Flüchtlinge im Mittelmeer, insbesondere über die Katastrophen im April 2015 mit insgesamt 1400 ertrunkenen Menschen. Man sei empört gewesen über die Untätigkeit der Politik und habe deshalb den klaren Wunsch gehabt, selbst zu helfen, erzählt uns die Studentin Lena Waldhoff. Sie kennt viele Fluchterlebnisse bereits über ihre Arbeit in einer Berliner Flüchtlingsunterkunft. „Wenn diese Menschen erzählen, was sie erleben mussten, dann bekommt man noch einmal eine ganz andere Verbindung zu den täglichen Nachrichten im Fernsehen“, sagt sie.

Gesagt, getan: Vergangenen Sommer wurde zunächst ein Konzept erarbeitet, anschließend startete die Gruppe mit dem Aufbau eines Botschafternetzwerkes in Deutschland. Da niemand von ihnen ein erfahrener Seemann ist, nahmen sie Kontakt zu Reedereien auf und suchten nach maritimen Beratern. Fragen mussten geklärt werden, wie zum Beispiel die Beschaffenheit eines Schiffs sein muss, um bei solchen Rettungsaktionen eingesetzt werden zu können.

So kam Harald Zindler aus Hamburg mit an Bord des Projekts, Mitbegründer von Greenpeace Deutschland. Inzwischen ist Zindler fester Berater von *JugendRettet*. Gemeinsam haben sie inzwischen ein geeignetes Schiff gefunden, so die Organisation kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe. Es handelt sich um einen rund 35 Meter langen holländischen Fischtrawler mit einem Fassungsvermögen von mindestens 120 Personen.

>>>

Der Weg von Flüchtlingen nach Europa

führt hauptsächlich über die sogenannte „zentrale Mittelmeerroute“ und die „Balkanroute“. Auf dem Weg über das Mittelmeer sind laut der Internationalen Organisation für Immigration (IOM) allein im vergangenen Jahr mehr als 3700 Flüchtlinge ums Leben gekommen. Weitere knapp 15.000 ertranken dort laut dem Blog *Fortress Europe* zwischen 1988 und bis Juni 2014. Bereits seit Juni 2015 ist die deutsche Organisation *Sea-Watch* mit dem nach eigenen Angaben ersten Privatschiff auf dem Mittelmeer unterwegs, um Nothilfe für Flüchtlingsboote in Seenot zu leisten.



Aktivisten von *JugendRettet* bei der Besichtigung eines geeigneten Schiffs. Inzwischen konnte mit Hilfe einer privaten Großspende ein diesem Schiff ähnlicher holländischer Fischtrawler erworben werden.

>>> Ein privater Großspender habe zugesagt, die im unteren sechsstelligen Bereich liegenden Kosten für den Schiffskauf zu übernehmen. Der erforderliche Ausbau wird weitere 30.000 Euro kosten. Bis vergangenen Februar konnten bereits 20.000 Euro über Spenden eingenommen werden. Weitere Spenden auch für eine langfristige Sicherung des Projekts sammelt die Organisation unter: <https://www.betterplace.org/de/organisations/25683-jugend-rettet-e-v>

Noch in diesem Sommer will man zur ersten Rettungsaktion auf dem Mittelmeer auslaufen. Eine ehrenamtlich wirkende professionelle Crew aus Kapitän, Maschinist, Funker und Mediziner konnte bereits über Harald Zindler gewonnen werden. Es handelt sich dabei um ehemalige Greenpeace-Mitarbeiter, die gute Seerfahrungen besitzen. Auch Mitglieder von *JugendRettet* werden bei den Einsätzen dabei sein, nachdem sie ein spezielles Sicherheitstraining absolviert haben.

Auch der Aufbau des Botschafternetzwerkes hat große Fortschritte gemacht. Bis jetzt gibt es sie bereits in mehr als zwanzig deutschen Städten, zusätzlich auch in Paris und Groningen. Deren Aufgabe ist, auf die Aktion aufmerksam zu machen und zusätzliche Mitstreiter zu mobilisieren. Die Gruppen, die daraus entstehen, organisieren weitere Spendenaktionen, Informationsveranstaltungen und Diskussionsrunden in ihrer Stadt. Neben den lokalen Botschaftern konnten auch prominente Gesichter für die Aktion gewonnen werden, durch die

das Projekt weiter an die Öffentlichkeit getragen werden soll. Dazu gehören unter anderen die Schauspielerinnen Jasmin Gerat und Maria Furtwängler.

Bei unserem Gespräch mit Lena Waldhoff beeindruckten uns vor allem die Entschlossenheit und das Engagement, mit der sie und ihr Team in so kurzer Zeit eine Aktion dieser Größe auf die Beine gestellt haben. Wer sich in Schleswig-Holstein bei *JugendRettet* engagieren möchte, kann zu dem Kieler Botschafter Matthis Hupertz Kontakt aufnehmen: matthis@jugendrettet.org Oder direkt zu Lena Waldhoff: lana@jugendrettet.org Weitere Informationen sowie den aktuellen Stand der Aktion gibt es auf: www.jugendrettet.org

Text: Hannah Hinzmann, Judith Rödger



Hannah Hinzmann
studiert Anglistik und Europäische Ethnologie. Die 22-Jährige will in die öffentliche Kulturarbeit.



Judith Rödger
studiert Deutsch und Geschichte. Die 21-Jährige will später im Journalismus arbeiten.

Haarschnitt mit Herz

Die Haare der Autorin schenken heute einer krebskranken Frau neue Kraft

> Es war im vergangenen Herbst. Damals schnitt ich meine Haare ab. Wie ich fand, eigentlich keine große Sache. Ich wollte schon länger kurze Haare tragen, obwohl viele Mitmenschen – besonders Männer – mir davon abrieten. „Deine schönen Haare“, sagten sie. Aber das war mir egal. Ich fand, es war Zeit für eine äußerliche Veränderung. Mehr noch: Ich hatte zufällig eine Dokumentation gesehen über einen Verein, der Haarspenden sammelt. Aus ihnen werden Echthaarperücken gefertigt für krebskranke Frauen. Danach stand mein Entschluss endgültig fest. Auch meine Haare sollten helfen.

In der Dokumentation sprach Angelika Körfer, eine an Krebs erkrankte Mutter aus Herzogenrath in Nordrhein-Westfalen, über ihre eigene Brustkrebserkrankung. Körperliche Veränderungen wie Wasserablagerungen, Gesichtsschwellungen und Haarverlust seien nur ein kleiner Bestandteil der Krankheit. Damit zusammenhängend verändere der Krebs vor allem auch die Psyche. Und an dieser Stelle kommen nun die Haare ins Spiel.

Denn Körfer erzählte von ihren Begegnungen mit anderen Betroffenen. Viele entzogen sich aus Scham der Öffentlichkeit und sogar dem eigenen sozialen Umfeld. Das Problem liege darin, dass vielen Patienten während der langen Behandlungsdauer das Geld für ein hochwertiges Zweithaar fehle. Die Krankenkasse übernehme für eine Perücke nur rund dreihundert Euro. Solche Perücken können auf der Kopfhaut jucken, sich statisch

aufladen oder im Sonnenlicht als künstlich zu erkennen sein. Der Preis einer guten Perücke liege mit 600 bis 2.000 Euro weit über der Kostenübernahme einer Krankenkasse.

Als ich das hörte, war ich zunächst wütend auf die Kassen und dann sehr berührt, denn die Geschichte war noch nicht zu Ende: Die alleinerziehende Mutter Körfer begann während ihrer Krankheit mit einem kleinen Aufruf auf Facebook. Damit ermutigte sie Freunde und Bekannte, ihre Zöpfe abzuschneiden und ihr zu schicken. Deshalb gründete sie den Verein „Haarschnitt mit Herz e. V.“ Alle bei ihr eingehenden Zöpfe werden seither gesammelt und bei kooperierenden Perückenmachern

„Der Entschluss stand fest: Meine Haare sollten helfen“

in Zahlung gegeben. Die knüpfen nach Reinigung und Bleichung der Haare aus fünf bis acht Zöpfen eine neue Perücke. Mit den Gutschriften übernimmt Körfers Verein die nötigen Zuzahlungen für Betroffene, die sich ein hochwertiges Zweithaar nicht leisten können.

Ganz großen Respekt empfand ich, als ich das hörte; die Frau hat wirklich Power. Drei Tage später griff ich zum Telefon und machte einen Friseurtermin aus für einen Kurzhaarschnitt. Meine Friseurin traute sich zunächst gar nicht, den Zopf abzuschneiden. Schließlich waren wir jedoch beide sehr glücklich mit dem Ergebnis. Daheim steckte ich den fünfundzwanzig Zentimeter langen Zopf in einen Umschlag und schickte ihn an den Verein.

Die Geschichte der 44-jährigen Angelika Körfer hat mich sehr ergriffen. Ihr Verein wird in diesem Jahr zwei Jahre alt und bekommt mittlerweile Zopfspenden aus ganz Europa. In Kooperation mit ihrem Verein bieten einige Friseursalons in Nordrhein-Westfalen bei Annahme einer Zopfspende einen kostengünstigeren Neuschchnitt an. Bislang konnten 80 Perücken mitfinanziert werden. Auch Friseure in Schleswig-Holstein können sich gerne bei Körfers Team melden und an der Aktion teilnehmen.

Angelika Körfer ist eine der stärksten Frauen, die ich kennengelernt habe. Sie formt unsere Welt auf eine ganz besondere Art und Weise.

Zöpfe mit einer Mindesthaarlänge von 25 Zentimeter können geschickt werden an: Haarschnitt mit Herz, Postfach 3460, 52121 Herzogenrath. Interessierte finden den Verein auch auf Facebook unter „Haarschnitt mit Herz e. V.“

Text: Fenja Wiechel-Kramüller



Angelika Körfer, Initiatorin des Vereins *Haarschnitt mit Herz*.

Foto: Privat



Fenja Wiechel-Kramüller ist 21 und studiert Deutsch und Philosophie. Sie möchte im Journalismus arbeiten.

Unsere Großeltern, die Flüchtlinge von damals

Zwölf Millionen Menschen flohen 1945 nach Deutschland, viele nach S-H

Alle diskutieren seit einiger Zeit über Flüchtlinge. Eine Million Frauen, Männer und Kinder haben im vergangenen Jahr in Deutschland Zuflucht gesucht vor Krieg und Unterdrückung, Hunger und Not; auch in diesem Jahr kommen weitere zu uns. Vielerorts werden diese Menschen mit gelebter Willkommenskultur empfangen. Andere formulieren auch Zweifel und Protest. Und vergessen dabei, dass vor siebzig Jahren die Großeltern der heutigen jungen Generation ebenfalls als Flüchtlinge nach Deutschland kamen.

Insgesamt gut zwölf Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene gelangten nach dem Zweiten Weltkrieg aus

Ost- und Ostmitteleuropa nach Deutschland. Gemessen an der Bevölkerungszahl nahm Schleswig-Holstein die meisten von ihnen auf – gut 1,22 Millionen. Die Bevölkerung wuchs im Norden von knapp 1,5 Millionen im Jahr 1939 auf über 2,7 Millionen in 1946. Ohne sie alle wäre das spätere deutsche Wirtschaftswunder nicht möglich gewesen.

Wie haben die heutigen Großeltern ihre Flucht erlebt, mit welchen Anstrengungen hatten sie zu kämpfen? Und wie war es, wenn in die eigene Familie Flüchtlinge aufgenommen wurden? Lesen Sie nachfolgend zwei Geschichten über damals vor siebzig Jahren. -pb

„Sie waren Teil unserer Familie“

Helga Kunzes Eltern nahmen 1945 Flüchtlinge in ihr Wohnhaus auf

> Kaum etwas scheint verblasst in der Erinnerung, und wenn Helga Kunze über damals spricht, die Jahre nach 1945, dann fallen ihr immer wieder angenehm erlebte Momente ein. Wir sind mit ihr verabredet, um über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu sprechen, als ihre damals in Buxtehude lebende Familie Flüchtlinge bei sich aufnahm. Und Helga Kunze, 1939 geboren, sagt: „Das Zusammenleben im Haus meiner Eltern war total in Ordnung. Die Flüchtlinge haben bei uns mitgeessen und waren ein Teil der Familie.“

Längst lebt die rüstige Frau in einer anderen Kleinstadt im Hamburger Umland. Dort besuchen wir sie in einem Endreihenhaus in ruhiger Wohnlage. Gerade ist sie mit ihren Einkäufen für die nächste Woche nach Hause gekommen und begrüßt uns freudestrahlend. Kurz darauf sitzen wir auch schon in einem geräumigen Wohnzimmer an einem großen hölzernen Esstisch. An den weißen Wänden hängen kleinere und größere Fotos von Familienangehörigen, über uns schwebt ein alt anmutender Kronleuchter.

Damals besaß die Familie, zu der insgesamt vier Kinder gehörten, in Buxtehude ein eigenes Haus mit Garten, in dem Obst und Gemüse angepflanzt und kleinere Tiere gehalten wurden. Der Vater sorgte mit seiner Arbeit als Polizist für die Grund-sicherung in den schweren Nachkriegsjahren. Zum Ende des Zweiten Weltkriegs sollten Geflüchtete



„Damals waren wir alle arm“:
Helga Kunze heute und als fünf-
jähriges Mädchen 1944.

Fotos: Privat



aus Ostpreußen zunächst auf einzelne Familien eines einzigen Straßenzuges verteilt wurden. „Mein Vater sagte, dass es nicht ginge, die Flüchtlinge nur in einer Straße unterzubringen. Jeder müsse Menschen aufnehmen“, erzählt Kunze.

Anfang 1945 nahm so auch ihre Familie eine Mutter mit deren erwachsener Tochter sowie eine ältere Frau auf. Auf die Frage, ob es damals Proteste gegen die Aufnahme von Geflüchteten gab, die mit der heutigen Situation zu vergleichen sind, antwortet sie: „So etwas gab es meines Wissens nach in Buxtehude überhaupt nicht.“ Sie berichtet weiter: „Das Verhältnis untereinander war überall richtig gut.“

Also keinerlei Probleme, wollen wir wissen? „Na ja“, antwortet uns die 77-Jährige schmunzelnd, „einmal war meine Mutter tatsächlich sauer.“ Zwei Flüchtlinge hätten Läuse bekommen, wofür sie nichts konnten, und ihre Mutter und die kleine Schwester seien anschließend ebenfalls betroffen gewesen. Kunze lacht uns an und sagt: „Heute bekommt man rasch ein Mittel gegen Läuse. Damals kam man aber nur schwer wieder weg davon, weshalb meine Mutter eine Zeit lang böse war.“ Nach ein paar Sekunden fügt sie hinzu: „Aber das ist es eigentlich auch schon gewesen mit anstrengenden Momenten.“

Alle Geflüchteten seien damals gut aufgenommen worden. Der Unterschied zu heute sei, „dass wir damals ja alle arm waren. Von daher gab es nicht so viele Neider. Die Menschen sind heute zu sehr an den Wohlstand gewöhnt. Früher wurde alles geteilt.“ Einen weiteren Unterschied sieht sie in der Sprache: „Damals sprachen alle deutsch, heute ist die Verständigung natürlich schwieriger.“ Und in welcher emotionalen Verfassung befanden sich damals die Geflüchteten? „Die war schon schlimm“, antwortet Kunze, „Kinder hatten während der Flucht Gras essen müssen, Unkraut wurde mit heißem Wasser aufgebraut.“

Die Berichte über Flüchtlingsbewegungen in der heutigen Zeit verfolgt Helga Kunze interessiert. Selbst hatte sie bislang noch keine Begegnung mit einem Betroffenen. Wegen der Sprachbarriere ist sie sich unsicher, ob ein Austausch auch funktionieren würde. Doch wenn die schon ein bisschen Deutsch sprechen könnten, würde sie sich gerne mit ihnen unterhalten. Die Themen ergäben sich dann stückweise.

Zuletzt fragen wir, ob sie heute wieder Geflüchtete aufnehmen würde. „Weiß ich nicht“, sagt sie ehrlich, guckt aus dem Fenster und denkt weiter darüber nach. Nach einer kurzen Pause fügt sie hinzu: „Weil ich allein lebe. Da hätte ich schon ein biss-

chen Angst. Ich muss einer anderen Person ja wirklich vertrauen können. Wenn ich noch einen Partner hätte, wäre das kein Problem. Aber grundsätzlich würde ich alles machen, um die Flüchtlinge zu unterstützen.“

Bevor wir uns von ihr verabschieden seufzt Helga Kunze, schaut uns mit einem besorgten Lächeln an und sagt: „Es ist nicht einfach.“ 60 Millionen Menschen sind weltweit auf der

„Das Verhältnis zwischen Einheimischen und Flüchtlingen war damals überall gut“

Flucht, eine Million kamen vergangenes Jahr nach Deutschland. An der Aussage: „Wir schaffen das“ scheiden sich die Geister. Auch wenn viele Bürger in Deutschland die große Anzahl an geflüchteten Menschen als eine unlösbare Aufgabe ansehen, sollten wir uns in Erinnerung rufen, dass dieses Land schon eine weitaus größere Herausforderung bewältigt hat. So wie damals, nach 1945 in Buxtehude und anderswo.

Text: Marvin Ehrenpfort, Anna Stahl



Marvin Ehrenpfort
studiert Politikwissenschaft und Geschichte. Der 22-Jährige will in den Journalismus und ist Enkelsohn der im Text beschriebenen Helga Kunze.



Anna Stahl
studiert Deutsch. Die 20-Jährige möchte später in einem Lektorat arbeiten.

Unterwegs bei Nacht und Kälte

Christa Witten war 14, als sie nach S-H floh. Hier lernte sie ihren Mann kennen

> „Als er an unserem Haus vorbei ging, pffir er ‚Die Rose am Wörthersee‘. Da wusste ich zum ersten Mal, dass er mich mag.“ Als wäre es gestern gewesen, erinnert sich die 85-jährige Christa Witten daran, wie sie ihren späteren Ehemann Henri kennenlernte. Ende der 1940er Jahre ist das gewesen und markiert zugleich den Zeitpunkt, an dem Witten nach einer langen und entbehrungsreichen Flucht in Lasbek, einem kleinen Dorf bei Bad Oldesloe, endgültig wieder ein neues Zuhause fand.

14 Jahre alt war sie, als ihre Familie kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs aus dem Städtchen Wirnitz in Westpreußen in den Westen fliehen musste. „Am 21. Januar 1945 war das“, wird sie nie vergessen, „ein eiskalter Sonntag.“ Gegen 22 Uhr bestiegen sie mit eilig zusammengesuchtem Gepäck einen Lastwagen, auf dem bereits weitere Flüchtlinge mit ihren Sachen hockten. Mit Mutter, Schwestern, Bruder und Nichte war ihre Familie zu sechst. Wittens 17 Jahre alter zweiter Bruder schaffte es nicht mehr rechtzeitig zum Lkw und >>>

Das Essen blieb knapp, weshalb die Familie unter- wegs ihren Hund bei einem Bauern gegen Kartoffeln eintauschen musste

>>>> machte sich später allein auf die Flucht. Auf Wegen, die Christa Witten heute nicht mehr erinnert, schaffte der es zunächst bis nach Bayern. Erst ein dreiviertel Jahr später konnte er in Schleswig-Holstein wieder zu seiner Familie stoßen.

Es war ein weiter und anstrengender Weg, den auch die sechs Familienmitglieder damals auf sich nehmen mussten. Auf dem Lkw befanden sich insgesamt 20 Personen und der kleine Hund der jungen Christa. Ihn, Mucki, hatte sie einst von einem Soldaten geschenkt bekommen. Eigentlich sollte er zurückbleiben, da das Essen und der Platz sehr knapp waren. Aber als sie gerade losfahren wollten, sprang er vom Balkon des Wohnhauses aus auf den Lkw und wurde mitgenommen.

Zunächst kamen sie kaum voran, da alle Straßen mit Flüchtlingen voll waren. Die 14-jährige Christa hatte Glück, dass sie mit ihrer acht Monate alten Nichte im Führerhaus des Lkw sitzen durfte und nicht in der Kälte auf der Ladefläche Platz nehmen musste. In einem kleinen Dorf machten sie bald ein paar Tage Halt, da man noch die Hoffnung hatte, dass die russischen Streitkräfte zurückgedrängt würden und sie wieder zurück nach Hause könnten. Als sie jedoch in der Ferne die Bomben und das Feuer sahen – „es war alles rot“ –, ging es schließlich weiter Richtung Westen.

Das Essen blieb knapp, weshalb Hund Mucki irgendwann unterwegs schweren Herzens bei einem Bauern gegen ein Säckchen Kartoffeln eingetauscht wurde. Auf ihrem Weg Richtung Frankfurt an der Oder wurde die Flucht immer beschwerlicher. Sie bekamen die Krätze, als sie in Schulen auf abgelegenen Stroh schliefen, büßten hin und wieder ein Gepäckstück ein, wenn es vom Lkw fiel, und sahen am Wegesrand umgestürzte Trecks und tote Pferde. Von Frankfurt aus ging es weiter in Richtung Berlin.

Nach mehreren Wochen in Beelitz bei Berlin fuhren sie dann weiter und landeten in Parchim. Dort wurden sie in einem Barackenlager untergebracht. „Da musste ich noch ein paar Wochen zur Schule gehen“, erzählt Christa Witten. Schließlich wurde ihnen mitgeteilt, dass sie sofort aufbrechen müssten,



Christa Witten zusammen mit ihrer Mutter und dem Hund Mucki. Das Foto entstand 1944 in ihrer alten Heimat Westpreußen. Später während der Flucht Anfang 1945 musste die hungernde Familie den Hund bei einem Bauern gegen Kartoffeln eintauschen.

wenn sie nicht russischen Soldaten in die Hände fallen wollten. Es waren die letzten Tage des Krieges.

Wieder machten sie sich bei Anbruch der Dunkelheit mit ihrem Lkw auf den Weg. Diesmal Richtung Norden nach Bargtheide, immer den Post-Bussen des Barackenlagers hinterher, die sich bereits Tage zuvor auf den Weg dorthin gemacht hatten. Dort mussten sie jedoch feststellen, dass der Ort bereits mit Flüchtlingen überfüllt war. So fuhren sie weiter in das Nachbardorf Tremsbüttel. Sie kamen im Turmzimmer des Schlosses auf einem Strohlager unter. Nachdem die Engländer das Dorf besetzten, wurden sie einige Zeit später ins



Christa Witten in ihrer neuen Heimat bei der landwirtschaftlichen Arbeit. Das Foto ist undatiert. Die heute 77-Jährige bat darum, von ihr kein aktuelles Foto zu veröffentlichen.

Henris Mutter Paula ausgerichtet werden, da weder Christa noch ihre Mutter die Mittel dazu hatten. „Deshalb hatte ich bei den Hochzeitsentscheidungen kaum ein Mitspracherecht, das ging alles so formlos zu“, erinnert sie. Nach der Hochzeit zog sie zu ihrem Mann auf den alten Hof und sie bekamen schon bald darauf zwei Söhne. Der Hof war ein eher kleiner Betrieb, der sich auf die Rinderzucht spezialisiert hatte. Von

Nachbardorf Lasbek umgesiedelt und getrennt bei den Dorfbewohnern untergebracht – Endstation einer insgesamt viermonatigen Flucht.

Auf die Frage, wie sie sich während der Flucht gefühlt habe, antwortet uns Christa Witten: „Als 14-Jährige hat man das genommen wie es war. Für mich war es nicht so schlimm wie für meine älteren Geschwister. Ich hatte ja eine Zeit lang auch meinen Hund Mucki dabei.“ Wenn Christa sich die heutigen Flüchtlinge anschaut, empfindet sie Mitleid für sie. Sie selbst habe damals auf ihrer Flucht Glück gehabt, dass es den LKW gab. Zumindest im Vergleich zu den damaligen Treckflüchtlingen, die zu Fuß unterwegs waren, sei ihr Weg auch weniger gefährlich gewesen.

Zusammen mit ihrer Mutter wurde sie bei einem Ehepaar gleich in der Nachbarschaft ihres späteren Ehemannes Henri untergebracht. Der war erst 1948 aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen. Auch in seinem Elternhaus – der Vater war im Krieg ums Leben gekommen – hatten zwischenzeitlich zwei Flüchtlingsfamilien Unterschlupf bekommen und halfen bei der Arbeit auf dem Hof mit.

Als die dann 18-jährige Christa und der 26-jährige Kriegsheimkehrer Henri sich das erste Mal begegneten, geschah lange Zeit nichts zwischen ihnen. Bis er ihr eines Tages „Du bist die Rose vom Wörthersee“ hinterherpfiff. „Fortan war das unsere Erkennungsmelodie“, sagt sie heute. Beide verbrachten viel Zeit bei gemeinsamen Spaziergängen und besuchten Tanzabende. Eine Heirat kam zunächst jedoch nicht infrage, da für Henri, wie damals üblich, bereits eine andere Bauerntochter vorgesehen war und Christa als Flüchtling kaum etwas zu bieten hatte.

Erst nach langem Hin und Her konnten beide sich doch durchsetzen und heirateten 1953. Die Hochzeit musste von

ihrer Schwiegermutter bekam Christa alles beigebracht, was sie wissen musste, um auf dem Hof mithelfen zu können, da sie bis dahin kaum Erfahrungen mit Hofarbeiten hatte.

Heute lebt die seit 1999 verwitwete Christa zusammen mit ihrem jüngsten Sohn und dessen Familie noch immer auf dem früheren Bauernhof, der bereits in den 1970er Jahren seinen landwirtschaftlichen Betrieb eingestellt hat. In Lasbek hat sie sich ein neues Leben aufgebaut und eine neue Heimat gefunden. Für sie kam es nie infrage, in die verlorene Heimat Westpreußen zurückzukehren.

Text: Kristina Schlüter, Elisabeth Witten



Kristina Schlüter
studiert Europäische Ethnologie und Anglistik. Die 21-Jährige ist beruflich noch nicht festgelegt.



Elisabeth Witten
studiert Germanistik und Kunstgeschichte und ist beruflich noch nicht festgelegt. Die 23-Jährige ist Enkeltochter der im Text beschriebenen Christa Witten.



Kühe, die noch Namen haben

Bio liegt im Trend, doch wie
zuverlässig sind die Siegel?
Zu Besuch auf einem Bio-Bauernhof



Jede Kuh mit eigenem Namen: Fotoecke im Hof des Bio-Bauern Rohwer (oben).

> Kein Gestank ist wahrzunehmen. Das fällt uns zuerst auf, als wir den Bauernhof in Bönebüttel nahe Neumünster betreten. Und dann die Gelassenheit, die von diesem verlassen wirkenden Ort abstrahlt. Wir scheinen dort weit und breit die einzigen Menschen zu sein.

Über Bio-Lebensmittel und deren Produktion wollen wir mit dem Hofbesitzer reden. Doch zunächst nehmen wir spontan zu zweit eine kleine Hofbesichtigung vor. Uns begegnen neugierige Kühe in großzügigen, hellen und offenen Ställen oder Ausläufen, wir sehen frische Silage und stapelweise Broccoli; zum Broccoli später noch mehr. Was wir aber selbst mitten im Kuhstall nicht feststellen, ist der auf anderen Bauernhöfen sonst so beißende Güllegeruch.

Im Wohnhaus treffen wir schließlich auf Hofbesitzer und Demeter-Bauer Dirk Kock-Rohwer, der uns sogleich herzlich zu sich an den Küchentisch einlädt. „Früher führte mein Vater diesen Betrieb noch konventionell“, erzählt er uns, „aber als ich den Hof übernahm, konnte ich das nicht mehr mit meinem Gewissen vereinbaren.“ Daher habe er sich vor 25 Jahren dazu entschlossen, den Hof nach tierfreundlichen Kriterien umzustellen. Und diese Kriterien erfülle seiner Meinung nach Demeter am besten.

Das Demeter-Bio-Siegel geht auf das über 90 Jahre alte Konzept von Rudolf Steiner zurück, der mit seiner anthroposophischen Lehre Natur und Mensch in Einklang bringen wollte. In der biologisch-dynamischen Landwirtschaft äußert sich das unter anderem so: Die im konventionellen Betrieb übliche qualvolle und betäubungslose Enthornung junger Rinder, die Aggressionverletzungen wegen Platzmangels und Futterneids verhindern soll, ist untersagt. Sie wäre auch nicht notwendig, da allen Tieren bei Demeter ausreichend Platz und eine eigene Futterstelle zur Verfügung steht. Die Tiere leben in einem friedlichen Sozialverband so natürlich wie möglich.

Beim Ackerbau muss auf Grundwasser verseuchende Gifte und Stickstoffdünger verzichtet werden. „Stattdessen verwenden wir sogenannte Präparate“, lässt der Bauer uns wissen. Präparate? Ja, antwortet er. Ostern habe er geriebenen Bergkristall in ein leeres Kuhhorn gefüllt und vergraben. Im September habe er es dann wieder hochgeholt und unter die Gülle gemischt, um die Zersetzung der Mikroorganismen anzuregen. Daher sei die Gülle auch fast geruchsneutral. >>>



Ihm geht es auch um das Tierwohl: Bio-Bauer Dirk Kock-Rohwer (ganz oben). Darunter und rechte Seite: Impressionen von seinem Hof.

>>> Aha, das Geheimnis des fehlenden Gestanks ist also gelöst. „Wie genau die Präparate chemisch oder physikalisch funktionieren, weiß ich aber auch nicht“, fügt der Biobauer hinzu, „jedenfalls werden auf mikroskopischer Ebene Informationen in den Boden übertragen, die den Ertrag steigern und dem Ökosystem guttun.“ Dann schaut er uns an: „Ihr benutzt – in anderen Zusammenhängen zwar und anders gemeint – doch auch Mikrochips, ohne zu wissen, wie sie funktionieren, oder?“ Das sind wirklich mal interessante Thesen, vorher hatten wir uns darüber ehrlich gesagt noch keine Gedanken gemacht. Wir fragen Dirk, mit dem wir uns duzen und den eine von uns schon seit der Kindheit kennt, wie gut seine Demeter-Produkte auf dem Markt angenommen werden. „Vor einigen Jahren war es wirklich schwer, überhaupt Bioprodukte lohnenswert

Selbst mitten im Kuhstall ist kein auf anderen Bauernhöfen sonst so beißender Güllegeruch festzustellen

zu verkaufen“, antwortet er, „deshalb musste ich meine Milch konventionell handeln und konnte kaum Gewinn zu machen.“ Aber da es ihm um das Tierwohl gegangen sei, habe er ein gutes Gewissen gehabt. Inzwischen sei jedoch die Bereitschaft der Verbraucher deutlich gestiegen, mehr Geld für hochqualitative Produkte auszugeben.

Doch nicht nur Demeter verzeichnet eine stark ansteigende Nachfrage, die gesamte Biobranche befindet sich auf dem Vormarsch. Seit dem Jahr 2000 ist der Umsatz von 2,1 auf 7,9 Milliarden Euro in 2014 gestiegen. Selbst konventionelle Supermarktketten wie Lidl, Aldi oder Netto bauen ihre Biopalette immer weiter aus. Gerne hätten wir auch mit ihnen gesprochen, zu einem Interview mit uns war jedoch niemand bereit.

„Diese Supermarktketten verdienen an Bioprodukten fast nichts“, sagt uns Ralf Loges, Professor der Agrarwissenschaft an der CAU Kiel, in einem Interview. Es wolle bloß keiner den „Ökotrend“ verpassen und als „schlechte“ Firma dastehen. Trotz allem seien diese konventionellen Supermärkte zum wichtigsten Umsatzort für Bioprodukte geworden, gerade weil sie von der Masse gut besucht sind.



Doch was ist von dieser Entwicklung zu halten, wollen wir wissen? Kann man dem „normalen“ Biosiegel vertrauen, sind Bioprodukte wirklich besser als konventionelle? „Bioprodukte zu kaufen ist auf jeden Fall wesentlich besser als konventionelle Produkte“, so Professor Loges. Über die Kriterien eines Siegels könne man sich zwar streiten, aber man könne sicher sein, dass diese zu fast Hundert Prozent eingehalten werden. Zwar gebe es auch schwarze Schafe, aber wenn diese auffallen, sei das für die Branche nicht nur imageschädlich, sondern auch sehr teuer.

Die Kontrollen würden von unabhängigen Instituten durchgeführt, sowohl regelmäßig als auch unangekündigt. Dann werde der ganze Hof auseinander genommen und dafür belangt, sollten Kriterien nicht eingehalten worden sein. Bei speziellen Siegeln wie Bioland oder Demeter seien Betrügereien sogar noch schwieriger, da diese zusätzlich zu den deutschen Biosiegel-Kriterien auch noch die selbstaufgelegten Anforderungen erfüllen müssten. Jedes Staubkorn auf dem Hof werde dann umgedreht und sämtliche Finanzdokumente müssten auf den Tisch gelegt werden, führt Agrarwissenschaftler Loges weiter aus.

Wer dennoch Zweifel hat und sich über die genaue Herkunft seiner Lebensmittel informieren möchte, kann die aufgedruckte Kontrollnummer im Internet auf www.biobescheinigung.de eingeben und den Produktionshof anschauen. Hinzu kommt, dass die Bezeichnung „Bio“ auf einem Produkt ein geschützter Begriff ist, der nur im Zusammenhang mit der Zertifizierung zumindest nach dem Biosiegel der EU zulässig ist.

Für uns ist nach der Recherche klar: Bio zu kaufen ist auf jeden Fall ein guter Anfang. Auch wenn die Kriterien für ein „normales“ Biosiegel nicht so streng sind wie für andere Siegel wie

Demeter oder Bioland, so weiß man zumindest, dass alle Biosiegel vertrauenswürdig und Bioprodukte um einiges besser sind als konventionelle Produkte.

Dirk Kock-Rohwer jedenfalls ist froh, einen so guten Kontakt zu seinen Tieren zu haben und ihnen ein artgerechtes Leben ermöglichen zu können. Alle seine Kühe haben einen Namen, zum Abschied zeigt er uns im Stall Juwel, seine Lieblingskuh, und füttert sie mit einem der frisch geernteten Demeter-Broccoli, ein Überbleibsel vom Markt des Tages. Im Moment scheint Juwel jedoch wenig Interesse am Fressen zu haben. Viel mehr liegt ihr daran, doch bitte weiter gekraut zu werden.

Text und Fotos (4): Lynn Hessel, Carla Wendt



Lynn Hessel
studiert Deutsch und Europäische Ethnologie. Die 20-Jährige möchte in den Journalismus.



Carla Wendt
studiert Sport und Philosophie. Die 19-Jährige hat noch kein konkretes Berufsziel.

Fundraiser Mose
beim Gespräch mit
einer Passantin.



„Es zählen die, die mitmachen“

Ablehnung gehört auch zu ihrem Job: Fundraiser werben für Wohltätiges

> Der Himmel ist bedeckt, kein bisschen Blau ist zu sehen an diesem Tag und die ganze Zeit nieselt es. Die Menschen eilen durch die Buxtehuder Altstadt. Nur drei junge Leute, in blaue Jacken gekleidet, gehen mit ruhigen und federnden Schritten auf und ab. Dabei blicken sie den Vorbeilafenden ins Gesicht und bitten freundlich, stehen zu bleiben.

Die drei um die zwanzig Jahre alten Menschen, die da auf und ab laufen, heißen Armin, Anna und Mose. Ihr Job nennt sich „Face-to-face-Fundraising“. Fast täglich stehen die Drei in den Fußgängerzonen Hamburgs und der Umgebung, um möglichst viele Menschen in persönlichen Gesprächen über eine wohltätige Organisation zu informieren und als langfristige Fördermitglieder zu gewinnen. Das ist ihr Beruf, in Buxtehude werben sie an diesem Tag als Mitarbeiter der Agentur DialogDirect für die UNO-Flüchtlingshilfe.

Zu den Non-Profit-Organisationen, die auf diese moderne Form des Marketings zurückgreifen, gehören zum Beispiel

auch der WWF, Amnesty International, World Vision oder die SOS-Kinderdörfer. Bei den Fundraising-Agenturen wird vor allem auf die kommunikativen Fähigkeiten der Mitarbeiter Wert gelegt; regelmäßig durchlaufen die Werber spezielle Schulungen. Nico Simon, Leiter des Hamburger Büros von DialogDirect, dem europaweiten Marktführer in der Branche, fasst das so zusammen: „Wenn du einen guten Haarschnitt willst, gehst du ja auch zum Friseur und machst das nicht selbst. Man sucht sich immer einen Experten“.

Das Team hatte sich morgens um neun Uhr im Büro getroffen – einem großen Raum voller Sofas, dessen Wände von bunten Postern und Stickern geziert werden. Sogar ein Kicker ist dort zu finden. Chef Nico, der wie alle anderen mit Vornamen angesprochen wird, gibt bekannt, dass in Buxtehude an einem vom Ordnungsamt genehmigten Standort geworben wird. Anschließend packen die drei Fundraiser ihre Taschen: Infomaterial, Formulare, die blauen Regenjacken und mit Foto ver-

sehene Ausweise. Es gibt Richtlinien für die Arbeit, eine Art Ehrenkodex: Immer offen und ehrlich sein und keine Lügen erzählen, nur um mehr Leute zu gewinnen. Wer sich daran nicht hält, fliegt raus.

In Buxtehude angekommen beginnt der Tag für Werberin Anna gut. Ein Mann bleibt stehen und führt ein interessiertes Gespräch. Nach zehn Minuten ist der erste Förderer gewonnen. Ein Erfolg, der motiviert weiterzumachen. Nach kurzer Zeit hat auch Armin Glück. Er begeistert eine pensionierte Lehrerin für die UNO-Flüchtlingshilfe, die diese Organisation bisher nicht kannte. „Die Menschen sind in Not, wir müssen helfen, so einfach ist das“, antwortet sie uns auf die Frage, was sie überzeugt hat.

Dennoch bleiben insgesamt nur sehr wenige Menschen stehen. Ablehnung gehört zum Job dazu, das wissen Armin und sein Team ganz genau: „Es ist normal, dass Leute es nicht cool finden, von uns angesprochen zu werden. Es zählen aber die, die mitmachen wollen“. Meist sagen die vorbei eilenden Menschen, sie hätten keine Zeit. Andere wollen nichts auf der Straße unterschreiben.

Viele fühlen sich auch belästigt, da sie offenbar keine guten Erinnerungen an Begegnungen mit Fundraisern haben. Werber Mose sagt, ein Passant habe ihm schon mal zugerufen: „Danke, dass Sie mich weitergehen lassen“. Da habe er sich gefragt, welche schlechten Erfahrungen einige Bürger bereits mit Fundraisern machen mussten. „Wahrscheinlich haben die wirklich Leute getroffen, die unseren Beruf total in den Dreck ziehen“, sagt er mit grimmiger Miene. Den jungen Leuten mit den blauen Jacken in der Buxtehuder Altstadt ist deshalb ein großes Anliegen, dass ihr Job in der Öffentlichkeit anerkannt wird. „Wir sind keine Drückerkolonie, Fundraising ist ein normaler Beruf wie jeder andere“, sagt einer von ihnen, „und natürlich werden wir dafür bezahlt.“

Reich werden könne man dabei jedoch nicht, so die Werber. Ein Arbeitstag dauert acht Stunden, bezahlt wird der Mindestlohn zuzüglich einer Fahrkartenpauschale von fünf Euro pro Tag. Darüber hinaus wird ein Punktekonto geführt. Die Werber bekommen für jedes neue Fördermitglied, das sie gewinnen, eine gewisse Anzahl an Punkten gutgeschrieben. Pro Punkt werden ein paar Euro als Prämie ausgezahlt. Wichtig ist ihnen, von der Sache überzeugt zu sein, für die sie Aufmerksamkeit schaffen.

Die Organisationen bezahlen die Agenturen im Voraus. Sie stellen ein Budget zur Verfügung und erwarten eine Anzahl an neuen Fördermitgliedern. Von dem Budget werden die Personalkosten der Agentur gedeckt. Aus dem Jahresbericht der UNO-Flüchtlingshilfe geht hervor, dass 2012 rund 740.000 Euro in Spendenwerbung investiert wurden. 2014 waren es zwar 115.000 Euro mehr, die zum großen Teil in Personalkosten flossen, doch wurden zugleich die Einnahmen wesentlich erhöht. Allein durch Spenden konnte diese Organisation im Jahr 2014 über 14,5 Millionen Euro einnehmen, 2012 waren es nur knapp über 5,5 Millionen Euro.

In Fundraising zu investieren bedeutet für solche Organisati-

onen also, in effiziente Werbung zu investieren. Diese Art von Werbung liefert Passanten mehr Informationen, als es beispielsweise ein Plakat kann. Fundraiser beantworten Fragen und mobilisieren neue Mitglieder, es geht um aktive Werbung, die sich auszahlt. 2012 hatte die UNO-Flüchtlingshilfe nur rund 6000 Förderer. Nachdem damals mit Fundraising begonnen wurde, stieg die Anzahl im vergangenen Jahr auf 46.000.

„Viele Menschen sind in Not, ihnen helfen wir mit unserer Arbeit“

Der Arbeitstag in Buxtehude ist zu Ende, erschöpft geht es zurück in das Hamburger Büro, um den Papierkram zu erledigen. Zu dritt haben sie nur fünf neue Förderer gewonnen, vier pro Person wären gut. Danach sprechen sie mit uns noch lange über ihren Job: Dass es ihnen gefällt, auf viele unterschiedliche Menschen zu treffen, dass der Teamgeist gut ist und dass man an der Aufgabe persönlich wachse und Menschenkenntnis gewinne.

Als Armin uns nach über eineinhalb Stunden Gespräch lachend fragt, ob wir jetzt endlich fertig seien, gehen wir schließlich zusammen zum Kicker, um den Tag so zu beenden, wie er begonnen hat – mit Spaß und positiver Energie. „Es gibt sehr viel Hass auf der Welt und es gibt nur eine Möglichkeit, dem entgegenzuwirken – und das ist Happiness!“, ruft Mose.

Text und Foto: Annabel Multusch, Joëlle Stüben



Annabel Multusch
studiert Deutsch und Politikwissenschaft. Die 21-Jährige möchte im Journalismus arbeiten.



Joëlle Stüben
studiert Deutsch und Philosophie. Die 21-Jährige ist noch ohne konkretes Berufsziel.

Alles auf Anfang

Wo studieren? Und wie den Übergang meistern? Drei junge Menschen über ihre Erfahrungen

Der Beginn eines Studiums ist auch der Anfang eines neuen Lebensabschnitts. Zuvor stehen viele junge Erwachsene vor einer schwierigen Entscheidung: Wo wollen sie studieren – heimatnah in der gewohnten Umgebung oder doch irgendwo ganz anders? In einer großen und hektischen Stadt oder lieber in

einer überschaubaren und kleineren? Ein Umzug kann neue Perspektiven ermöglichen über das Studium hinaus. Allerdings ist bei vielen die Angst davor oft sehr groß. Drei Studierende erzählen von ihren Entscheidungsfaktoren, ihrer Heimatliebe und dem Schritt in ein neues Leben.

Protokolle und Fotos: Maik Brockstedt, Nils Fischer

Herzenssache

Lukas Fenske, 22, will seine Heimat Kiel nicht verlassen



> Niemals würde ich es tun! Meine Verbundenheit zu meinen Freunden und meiner Familie, zu den Mitspielern der ersten Handballmannschaft bei der SG Kiel Nord und überhaupt zu Kiel, dieser tollen Stadt am Meer, ist zu groß, um für das Studium umzuziehen. Ich bin hier geboren und aufgewachsen und genieße es jeden Tag, da zu wohnen, wo andere Urlaub machen. Nämlich am Meer. Das Gefühl, wenn du aus der Haustür gehst und die etwas salzige Luft schmeckst, ist gegen wenig einzutauschen.

Ein Standortwechsel kann zwar viele neue, spannende und prägende Erfahrungen bieten. Doch ich bin sehr zufrieden damit, wie sich mein Studium entwickelt. Ich studiere im mittlerweile dritten Semester Pädagogik. Meine anfänglichen Hoffnungen, dass sich für mich neue Perspektiven eröffnen, ich auf vielfältige Meinungen treffe und verschiedenen Wissensansätzen begegne, haben sich erfüllt.

Ich habe über die Uni viele neue Leute kennengelernt, und das Studium bringt mir auch noch Spaß. Ich hoffe, dass ich diesen Weg weitergehen kann. Und vor allem auch Erfolg habe bei dem, was ich mache. Erfolgreiches Lernen bedeutet für mich eine langfristige und nachhaltige Wissensaneignung. Ich finde auch, dass ich das Wissen auf die Folgesemester anwenden können muss. Erst dann zeigt sich ja, dass das Lernen auch was gebracht hat und einen weiter bringt.

Nach dem Abitur stand ich auch vor der Entscheidung, zur CAU oder zur Fachhochschule zu gehen. An der FH wurde ich nicht angenommen und studiere deshalb an der Uni. An einer Universität ist mir vor allem wichtig, dass sie organisiert ist. Das trifft hier meistens zu. Wenn ich mein Studium abgeschlossen habe, werde ich höchstwahrscheinlich auch weiterhin in Kiel bleiben. Zum Arbeiten. Zum Leben.

Glücksfall

Valentin Seibel, 21, kam tief aus dem Süden in den Norden

> Aus einem kleinen Dorf im Südwesten in die große Regionalstadt Kiel im Norden: Was mir zunächst durchaus ein wenig Sorge bereitet hatte, stellt sich mittlerweile als Glücksfall heraus. Schleswig-Holstein, Kiel sind zu meinem neuen Lebensmittelpunkt geworden, den ich sehr zu schätzen gelernt habe.

Ursprünglich stamme ich aus dem kleinen, beschaulichen Dorf Log nahe der Stadt Landau in Rheinland-Pfalz. Nach dem Abitur 2013 stellte sich für mich wie für viele andere auch die Frage: Wo und wie geht es weiter? Die einzige heimatnahe Universität wäre die Universität Koblenz-Landau gewesen, an der sich einige meiner Freunde einschrieben. Auch ich wollte dort studieren, obwohl mein Wunschstudiengang nicht angeboten wurde. Damals fühlte ich mich mit meinen 18 Jahren noch nicht bereit, Familie und Freunde zu verlassen.

Doch wie es das Schicksal so wollte, reichte mein NC nicht für einen Studienplatz in Landau und ich musste mich nach Alternativen umschauen. Dabei waren die Auswahlmöglichkeiten überschaubar, da viele Bewerbungsfristen schon abgelaufen waren. Eher zufällig fiel deshalb meine Wahl auf das 750 Kilometer entfernte Kiel. Hier studiere ich im jetzt fünften Semester Agrarwissenschaften.

Die erste Aufgabe war, in der überfüllten Studentenstadt eine bezahlbare Wohnung zu finden. Nach einigem Suchen und Besichtigen fand ich schließlich ein Zimmer in einer recht großen WG. Dieser Umstand und auch die gut organisierte Einführungswoche in der Uni erleichterten mir das Einleben und Kennenlernen von neuen Leuten ungemein.



Mittlerweile lebe ich zweieinhalb Jahre in Kiel und bin mit meiner Entscheidung mehr als zufrieden. Das Studium läuft super, ich habe einen großen Freundeskreis dazugewonnen, bin mittlerweile in einer glücklichen Beziehung und alle paar Monate ist es durch die guten Bahn- und Busverbindungen kein Problem die Heimat aufzusuchen. Im Endeffekt war die Absage aus Landau ein Glücksfall.



Chancenreich

Sabrina Santoro, 23, wechselte von Hamburg nach Kiel

> Studieren in einer Großstadt oder in einer kleineren? Ich kenne beides. Nach einem Studium in Hamburg bin ich nun an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im ersten Mastersemester Medienwissenschaften und Gegenwartsliteratur eingeschrieben. Die Unterschiede sind sehr deutlich, das kann ich schon nach kurzer Zeit sagen.

Meine ersten zwölf Lebensjahre habe ich im südlichen Teil Deutschlands im schönen Augsburg verbracht, bevor ich mit meiner Familie in den Norden nach Hamburg zog. Dort begann ich 2011 an der Macromedia Hochschule in Hamburg ein Journalistik-Studium, welches ich im Frühjahr 2015 mit dem Bachelor abschloss. Seit diesem Wintersemester 2015/2016 bin ich nun an der CAU im Kieler Alltagsstudentenleben angekommen. >>>

Erdberschnecken

Wie die Autorin ihre Angst vor an Schizophrenie erkrankten Menschen verlor

> Ich war mehr als aufgeregt und gespannt, als ich während meiner früheren Ausbildung zur Kranken- und Gesundheitspflegerin erfuhr, dass ein Arbeitsfeld auch in der Gerontopsychiatrie sein würde. Auf dort dauerhaft lebende alte Menschen mit psychischen Krankheiten würde ich treffen und hatte kaum eine Vorstellung, was mich erwartete. Wie würde

Schizophrenie bedeutet, mit extremen Stimmungsschwankungen leben zu müssen

ich diesen Menschen begegnen, Menschen mit einem besonderen Handicap und die deshalb in meiner Vorstellung so anders zu sein schienen als all die anderen, die ich bis dahin kannte? Würde ich Angst haben vor dem Unbekannten und vermeintlich Fremden?

Zu tun hatte ich bei der Arbeit überwiegend mit schizophrenen Menschen. An meinem ersten Tag half ich einer Bewohnerin bei der Körperpflege. Als deren Zimmernachbarin unvermittelt schrie, bat ich sie etwas leiser zu sein. Sie musterte mich nur eine Sekunde und begann sofort, mich zu beleidigen und zu beschimpfen. Eine anwesende Pflegekraft verteidigte mich und versicherte, dass die Reaktion der alten Frau nicht persönlich zu nehmen wäre.

Durch Seminare wusste ich bereits, wie man am besten mit einer solchen Situation umzugehen hat. Nämlich einerseits ignorieren, andererseits sich jedoch Zeit nehmen und sich mit der Person beschäftigen, mit ihr über dies und das sprechen. Das habe ich getan und es hat nicht lange gedauert,

bis diese psychisch kranke Frau, die mich im ersten Moment noch so beschimpft hatte, mich als ihren Liebling ansah und mich mit Komplimenten und Liebesbekundungen überschüttete. Schizophrenie, so wurde mir klar, ist nicht allein das Vorhandensein einer multiplen Persönlichkeit. Schizophrenie bedeutet, mit extremsten Stimmungsschwankungen leben zu müssen.

Die Arbeit verdeutlichte mir, wie sehr die betroffenen Menschen emotional vom Pflegepersonal abhängig sind. Vor allem wurden mir aber meine Skepsis und Angst vor psychischen Erkrankungen wie Schizophrenie genommen. Ich habe gelernt, dass man mit Humor an die durchaus auch witzigen Ereignisse herangehen kann. Ich habe „Erdberschnecken“ vom Fußboden verscheucht und zugehört, wie „Satanisten den Klinikalltag unter ihre Fittiche nehmen“.

Ich glaube heute, dass es manchmal einfacher ist, sich in die Welt eines Erkrankten zu versetzen, statt ihn in unsere eigene Welt (zurück)holen zu wollen.

Text: Kristina Schlüter



Kristina Schlüter
ist 21, studiert Europäische Ethnologie und Anglistik und ist noch ohne konkretes Berufsziel.

Den Alltag meistern helfen

Warum HEMPELS mit einer eigenen Stiftung Wohnraum schaffen will

> Jeder hat diese Situation vor Augen: Ein Mensch, der in der Fußgängerzone, im Park oder am Bahnhof – mit all seinem Hab und Gut um sich – einsam in einer Ecke sitzt. Wohnungslose Menschen gibt es in jeder deutschen Stadt. Für das Jahr 2016 beziffert die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe die Zahl der Betroffenen auf deutschlandweit 380.000. In Schleswig-Holstein geht das Diakonische Werk Schleswig-Holstein von mittlerweile mehr als 10.000 aus – ein starker Anstieg gegenüber den Vorjahren.

Auch viele HEMPELS-Verkäufer und Besucher der Einrichtungen finden keinen bezahlbaren Wohnraum. Ihnen bleibt zu oft nur die Obdachlosigkeit, das Übernachten in Containern, Wohnheimen oder bei Freunden. Diesen Menschen soll

Mittlerweile mehr als zehntausend Wohnungslose leben in Schleswig-Holstein – ein starker Anstieg gegenüber den Vorjahren

jetzt mit einem besonderen Angebot geholfen werden. Mit einer im Dezember 2014 gegründeten gemeinnützige Treuhandstiftung und in Zusammenarbeit mit der Diakonie-Stiftung soll – zunächst in der Landeshauptstadt – Wohnraum zur Verfügung gestellt werden. Die Stiftung fördert ferner Maßnahmen und Projekte, die Menschen helfen, ihre Notsituation zu überwinden.

Das Projekt heißt „HEMPELS hilft wohnen“ und befindet sich zur Zeit noch in der Abstimmung mit verschiedenen Unterstützern und mit Ämtern der Stadt. Die Wohnungen werden finanziert über Mittel der Treuhandstiftung, die gespendet oder zugestiftet werden, sowie durch kooperierende Einrichtungen. Grundidee ist, Wohnungen zu erwerben und sie an Menschen zu vermieten, die auf dem Wohnungsmarkt keine Chance haben.

Natürlich müssen die Mieten so gering sein, dass die zukünftigen Bewohner sie sich durch gering bezahlte Jobs oder durch Hartz IV leisten können. Die Erträge fließen wiederum zurück in die Unterstützung Bedürftiger. Weiterhin bietet das Projekt den Menschen in der eigenen Wohnung Begleitung und Unterstützung für das Meistern ihres Alltags. Das „HEMPELS hilft wohnen“-Projekt setzt dabei auf Freiwillige, die beim Renovieren und Einrichten der erworbenen Wohnungen

helfen. Die Betreuung und Beratung der neuen Mieter wird von qualifizierten Pädagogen übernommen.

Diese Unterstützung im eigenen Wohnraum ist sicher nicht in allen Fällen nötig. Sie erfolgt auf freiwilliger Basis. Tatsächlich nehmen aber viele Menschen, die HEMPELS verkaufen oder HEMPELS-Einrichtungen besuchen, solche Hilfen gerne an. Denn wer einmal obdachlos war, im Jugendarrest oder im Strafvollzug gesessen hat oder wer seine Last mit verschiedensten Suchterkrankungen hat, bringt meist so viele auf den ersten Blick schier unüberwindbare Handicaps mit, dass Hilfe erforderlich ist. Zugang zu einer Wohnung bei HEMPELS sollen prinzipiell alle Menschen in solchen Lebenslagen haben. Weil der Bedarf aber sehr groß ist, wird jeweils eine Entscheidung getroffen werden müssen, wer zum Zuge kommt – das wird sicher der schwierigste Teil der Stiftungsarbeit.

„HEMPELS hilft wohnen“ hofft, dass noch in diesem Sommer die ersten Projektwohnungen bezogen werden können. Weitere Informationen finden sich unter <http://www.hempels-sh.de/info/stiftung/wohnungen.html>.

Mit den steigenden Obdachlosenzahlen auch in Schleswig-Holstein wird „HEMPELS hilft wohnen“ allein sicher nicht fertig werden. Hier sind auch die Politik und die Wohlfahrtspflege insgesamt gefordert. Es wird jedoch ein wichtiges Zeichen dafür gesetzt, dass etwas geschehen muss. Und schließlich ist jeder Obdachlose wichtig, dem eine Chance gegeben wird.

Text: Cheryl Akinyi Oluoch, Sophie Sander

Alle Autorenporträts: Heidi Krautwald



Cheryl Akinyi Oluoch
studiert Anglistik und Empirische Sprachwissenschaften. Die 22-Jährige ist beruflich noch nicht festgelegt.



Sophie Sander
ist 21 Jahre alt. Sie studiert Deutsch und Kunstgeschichte und möchte als Lektorin oder im Journalismus arbeiten.

Große Jubiläumsfeier: 20 Jahre HEMPELS

Wohnungsnot war im Kieler Landeshaus zentrales Thema – Diskussion mit Politikern



> Schnittchen gab es hinterher natürlich auch. Und wer mochte, konnte dann, neben Saft und Wasser, auch mit einem Gläschen Sekt Juwel trocken anstoßen auf 20 Jahre HEMPELS. Wie ein großes Familientreffen wirkte unsere Jubiläumsfeier Mitte Februar im Kieler Landeshaus immer wieder, zu der 160 Gäste aus Politik und Verwaltung, Kirchen und Justiz, sozialen Einrichtungen und auch Wirtschaft gekommen waren. Und natürlich einige unserer landesweit 250 Verkäuferinnen und Verkäufer.

Ein zunächst angekündigter Gast allerdings fehlte kurzfristig. Ministerpräsident Torsten Albig (SPD) wollte das Grußwort der Landesregierung überbringen, war über Nacht aber erkrankt und hatte von seinem Arzt ein paar Tage strikte Bettruhe verordnet bekommen. Stattdessen würdigte Büroleiter Raju Sharma HEMPELS als ein Projekt, das den Verkäufern „ein Stück Würde zurückgibt“. Die Zeitung „ist das landesweit anerkannte Megafon armer und wohnungsloser Menschen“, so Sharma beim Überbringen von Albigs Grußwort.

Wohnungsnot im Podiumsgespräch (v. li.): NDR-Journalist Burkhard Plempner, Werena Rosenke (BAG W), Peter Lehnert (CDU-MdL), Thomas Hölck (SPD-MdL), Johannes Reimann (Landkreistag SH), Landespastor Heiko Naß (Diakonisches Werk), HEMPELS-Vorstand Jo Tein.

Ministerpräsident Albig ging darin auch auf das Netzwerk weiterer HEMPELS-Hilfen ein. Mit Angeboten wie Beratungsstellen, Trinkräumen, Café oder Suppenküche sei HEMPELS über die Jahre zu einer „wichtigen Lobbyorganisation für Menschen in Not“ gewachsen. Gerade laufe „das nächste tolle Projekt vom Stapel“, so Albig, wenn eine von HEMPELS gemeinsamen mit dem Diakonischen Werk Schleswig-Holstein neu gegründete Treuhandstiftung Wohnraum erwirbt für wohnungslose Menschen (zum Thema ein Bericht auf Seite 30).

Dass auch solcher Wohnraum zu oft noch fehlt, machte Albig in seinem Redetext deutlich. „Wir brauchen Wohnungen für Menschen ohne Arbeit“, so der Ministerpräsident. >>>



Medieninteresse: TV-Interview mit HEMPELS-Vorstand Jo Tein.



Prof. Thomas Riis (Armutsforscher Uni Kiel), Schwester Magdalena (Haus der Stille).



Werena Rosenke (BAG W) mit Arne Leisner und Martin Reinhart vom Amt für Wohnen und Grundsicherung Kiel.



Heike Raddatz-Kossak, Wolfgang Frank und Dennis Denker (ZBS Vorwerker Diakonie Lübeck; v. re.).

>>> Das Land gebe deshalb mehr Geld für Wohnungen aus. Zusammen mit dem Wohnraumförderprogramm von 2015 unterstütze die Landesregierung den Bau von insgesamt 8200 Wohneinheiten: „Die Stimme von HEMPELS kommt in der Landesregierung an.“

Überhaupt zog sich der große Mangel an bezahlbarem Wohnraum wie ein roter Themenfaden durch den Nachmittag. Werena Rosenke, stellvertretende Geschäftsführerin der in Berlin ansässigen Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAG W) sprach von geschätzt 335.000 Wohnungslosen in Deutschland im Jahr 2014, weitere 172.000 seien vom Verlust ihrer Wohnung unmittelbar bedroht. „Wenn sich die wohnungs- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen nicht nachhaltig ändern“, so Rosenke, „wird es zu einem weiteren Anstieg der Wohnungslosenzahlen auf über eine halbe Million bis 2018 kommen.“

Jährlich mindestens 400.000 Wohnungen müssten neu gebaut werden, so Rosenkes Forderung, allein im preiswerten Segment seien 150.000 pro Jahr erforderlich. Der Bund müs-

se wieder politische Verantwortung für die Wohnungspolitik übernehmen, Kommunen Förderprogramme stärker nutzen. Dass fehlender Wohnraum nur eines von vielen Problemen ist, machte die BAG W-Chefin deutlich. Neun von zehn Wohnungslosen sind auch ohne Chance auf Arbeit, die Zahl junger aus Bildung und Berufsausbildung herausgefallener Wohnungsloser steige. Eine eigene Wohnung zu haben sei nicht alles, „aber ohne Wohnung ist alles nichts“.

Bei einem von dem NDR-Journalisten Burkhard Plemper moderierten Podiumsgespräch war sich auch die vertretene Politik einig, dass bezahlbarer Wohnraum fehlt. „Wir müssen neue Sozialwohnungen bauen“, so MdL Thomas Hölck, wohnungsbaupolitischer Sprecher der SPD-Landtagsfraktion. Hölck verwies darauf, dass künftig Wohnmöglichkeiten für Obdachlose vom Land gefördert werden können, „ein Meilenstein“ sozialer Wohnraumförderung. „Wir müssen breiter als bisher in den Neubau gehen“, forderte ebenfalls sein Kollege Peter Lehnert von der CDU.

An der Basis vorhandene Skepsis, dass die von den großen

Vertraten Husum (v. li.): Willi Wallner (Verkäufer), Erk Paulsen (Bahnhofsmission), Ralf Tschoeltsch (Ehrenamtler), Hans Linke (Verkäufer).



Pastor Tom Beese, Andrea Piening-Beese (Kirchengemeinde St. Markus Kiel).



Oben: Lutz Lengershausen und Bettina Trowe (Werbeagentur New Communication Kiel). Links: Blick in unsere Feier im Landeshaus Kiel.

Parteien versprochenen Förderprogramme tatsächlich auch ankommen werden bei in schwierigsten Lebenslagen befindlichen Menschen, formulierte HEMPELS-Vorstand Jo Tein: „Wir nehmen Sie in Verantwortung und werden genau auf die Umsetzung achten.“ Auch Johannes Reimann vom Landkreistag Schleswig-Holstein unterstrich die Dringlichkeit. „Vor allem günstiger und einfacher Wohnraum muss geschaffen werden“, forderte er und verlangte zugleich von der Bundespolitik höhere Obergrenzen bei der Übernahme der Mietkosten von Hartz-IV-Beziehern.

Dass es inzwischen auf schnelles Handeln ankommt, machte vom Podium aus Landespastor Heiko Naß deutlich, Chef des Diakonischen Werks. Ein chinesisches Sprichwort hatte er mitgebracht, wonach man lieber ein Licht anzünden solle, als über Dunkelheit zu klagen: „Genau das machen wir jetzt mit HEMPELS und schaffen mit unserer Stiftung Wohnraum für Wohnungslose.“ Begonnen werden solle noch in diesem Jahr zunächst in Kiel mit Wohneinheiten für etwa fünf Personen. „Wir können damit nicht die ganze Problematik lösen“,

so HEMPELS-Vorstand Tein, „aber wir geben ein wichtiges Signal von der Basis und gehen der Politik mit gutem Beispiel voran“.

Klare Zeichen wurden so gesetzt auf unserer Jubiläumsfeier, zu erkennen war aber auch, dass das Thema Wohnungslosigkeit die Gesellschaft noch lange beschäftigen wird. Viele unserer Gäste haben die Gespräche darüber gleich im Anschluss an den offiziellen Teil und in kleinen Runden fortgesetzt; auch Schnitten gab es genug.

Text: Peter Brandhorst
Fotos: Heidi Krautwald

Viele weitere Fotos von unserer Jubiläumsfeier finden Sie auf: www.hempels-sh.de





Oben: Renate und Olli Biesterfeld (Ollie's Getränke Service Langwedel). Links: Die Gruppe „Mit voller Spielmannswucht“ sorgte für musikalische Unterhaltung: Reinhard Zielonka, Christof Peters und Üze Oldenburg (v. li.).



Michaela Ketelsen (li.) und Ulrike Henningsen vom Tagestreff Flensburg.

HEMPELS-Unterstützer aus Kiel: Gundula Raupach, Bernd und Heidrun Löwner (v. re.).



Von links: Ralph Döpfer und Wiebke Hoffelner (Generalstaatsanwaltschaft Schleswig), Stefan Thier (Justizministerium).



Bärbel Richter (li.) und Karin Lößner vom Rönne Verlag.



Unten: Kolumnist Oliver Zemke (li.) mit HEMPELS-Vorstand Lutz Regenberg und Melf Omsen (ZBS Lübeck). Links: Karola Bergk (DW Schleswig), Günter und Hanne Teuke (Verkäufer Schleswig), Britta Börm (JVA Lübeck) v. re.



Das HEMPELS-Kochheft

Anlässlich unseres 20-jährigen Jubiläums ist unser erstes Kochheft erschienen: Es ist nur erhältlich im Straßenverkauf bei unseren HEMPELS-Verkäuferinnen und -Verkäufern.

LESERBRIEFE

„Beeindruckender Brief“

Zu: Gefangene schreiben in HEMPELS; Nr. 238

Danke für die Texte der Gefangenen aus Ihrer Schreibwerkstatt in der JVA Lübeck! Besonders beeindruckt hat mich der Brief von „Mika“ an die JVA. Der Brief zeigt sein Interesse an einer Veränderung der Umstände, die ihn in Haft gebracht haben. Mich beeindruckt, dass er mit seinen Zeilen vor allem das Positive beschreibt, das er bisher aus dem Gefängnisaufenthalt gezogen hat. Erkenntnis ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Veränderung. Ich freue mich schon jetzt auf weitere Veröffentlichungen von Gefangenentexten und auf möglichst viele ähnliche Erfolgsgeschichten wie die von „Mika“.

Doris Heilemann; per E-Mail

„Opferempathie-Training im Knast“

Zu: Gefängnisseelsorger Martin Hagenmaier; Nr. 238

Ich habe mich wirklich gefreut, dass bei HEMPELS meine Gefängniszeit noch einmal vor dem geistigen Auge ablaufen konnte. Ich habe dabei gemerkt, dass das nun doch schon eine ganz Weile hinter mir liegt und ich mich neuen Zielen und Aufgaben zuwenden kann. Dabei hilft natürlich die jahrzehntelange Erfahrung. Zumal das Opferempathie-Training mich wieder ins Gefängnis führt - allerdings in einer ganz anderen Art und Weise als zuvor.

Dr. Martin Hagenmaier, ehem. Gefängnisseelsorger JVA Kiel

Anm. d. Red.: Im TBT Verlag erschien gerade das neue Buch von Martin Hagenmaier: „Straftäter und ihre Opfer. Restorative Justice im Gefängnis“

Angela Brüning

* 16. 3. 1962 † 25. 1. 2016

Wir trauern um unsere langjährige Verkäuferin und ehemaliges Vorstandmitglied.

Das HEMPELS-Team

Angelika Evers

* 29. 6. 1970 † 14. 2. 2016

Angelika hat in Kiel früher HEMPELS verkauft und war Besucherin im Tagestreff & Kontaktladen.

Gäste und Mitarbeiter von TaKo und HEMPELS

HEMPELS im Radio

Jeden ersten Montag im Monat ist im Offenen Kanal Lübeck das HEMPELS-Radio zu hören. Nächster Sendetermin ist am **7. März ab 17.05 bis 18 Uhr**. Zu empfangen im Großraum Lübeck über **UKW Frequenz 98,8**. Oder Online über den Link „Livestream“ auf www.okluebeck.de

Gewinnspiel



Haben Sie zuvor das kleine Sofa gefunden? Dann Seite 2 lesen und mitmachen!

Der Frühling naht, wir freuen uns über gut erhaltene Frühjahrskleidung!



Filiale Zentrum Lerchenstr. 19a 0431-71034020
 Filiale D'dorf Hertzstr. 75 0431-2007212
 Web www.obolus-kiel.de info@obolus.de
 jüli-center, kiel
OBOLUS
 Der Sozialladen

ideenwerft
 WERBEAGENTUR



Wir machen
 Ihr Projekt
 seetauglich!

Webdesign | Online-Marketing | Print
 Schülperbaum 31 • 24103 Kiel • 0431 26092211
 info@ideenwerft.com • www.ideenwerft.com

Ollie's Getränke Service

Getränke, Fassbier und Zapfanlage, Wein und Sekt, Lieferservice bis Kiel und weiter... und wir stellen Ihnen die Ware in den Kofferraum

VOM 7. BIS 11. 3. 2016 IM ANGEBOT:



WITTENSEER SPORT VITAL
7,99 EUR
 je 12 x 0,7 l (+ Pfand)

Ollie's Getränkeservice, Kieler Straße 10, Langwedel
 Öffnungszeiten: Mo. + Fr. 9-17 Uhr, Di. - Do. 14-17 Uhr
Telefon: 0 43 29 / 8 16

HEMPELS hilft – helfen Sie Helfen!

Sie haben noch Kapazitäten frei, an einzelnen festen Tagen, nach Absprache oder ...?
 Sie möchten ab und zu etwas Sinnvolles tun und anderen Menschen helfen?

HEMPELS sucht ehrenamtliche Unterstützung für die Bereiche:

Fahrdienst

Für die Abholung von Essensspenden von Mitarbeiterkantinen und der Tafel in Kiel suchen wir FahrerInnen mit Führerschein Kl.3 bzw. Kl.B (Ford Transit). Die Einsatzzeiten sind Mo – Do von 14 bis 15 Uhr, Mo + Do 10.30 bis 11.15 Uhr.
 Auslieferung der Straßenmagazine in Schleswig-Holstein nach Bedarf und Absprache.

Deutschunterricht:

Zur Schulung und Unterstützung von HEMPELS-VerkäuferInnen suchen wir Personen, die einmal wöchentlich Unterricht erteilen.
 Zeit: Dienstag ca. 16 – 17.30 Uhr
 Ort: Schaßstraße 4, 24103 Kiel

Wir bieten

- Ungewöhnliches Arbeitsumfeld in einem netten Team
- Versicherung des ehrenamtlichen Einsatzes
- Erstattung anfallender Kosten, z.B. zur Erreichung des Arbeitsortes
- Unterrichtsmaterialien (Auswahl in Absprache mit den Lehrenden)

Sprechen Sie uns an, persönlich, per Telefon, Email ...
 Reinhard Böttner, Harald Ohrt
 0431 – 674494, verwaltung@hempels-sh.de

Wir freuen uns auf Sie.